Collection Otto Janke.

Preis 50 Pf.

[4.]

Die Rothhemden.

Erzählung

von

Hans Wachenhusen.

BERLIN, OTTO JANKE.

Die Rothhemden.

[4.]

Die Rothhemden.

Erzählung

von

Hans Wachenhusen.

Zweite Auflage.

[1882]

Berlin.
Otto Janke.

Y. n. 1259

I.

Santo Gallubarde war unter großem Jubel der Bevölkerung in Messina eingezogen.

Der Leser wird diesen Heiligen nicht kennen, ihn auch vergeblich im Kalender suchen. Es war aber nichts desto weniger Giuseppe Garibaldi, im corrumpirten Volksdialekt jenes Littorale bald Gallubarde, bald Galibarde und Galubalda, von den Witzblättern Pepe Garrubalde, von den feineren Klassen, der Aristokratie und der Umgebung des Königs Franz II. Don Pepino genannt.

Das berühmte Tausend hatte bei Marsala den Fuß auf sicilianischen Boden gesetzt. Anschwellend durch die Zuzüge vom italienischen Festlande, die allnächtlich am Ufer erschienen, durch die Desertion aus der Armee des Königs (Re Bombino genannt, als der Sohn des „Re Bomba"), durch die sicilianische Jugend, die begeistert sich seinem Triumphzuge anschloß, lieferte die bunt zusammengewürfelte Schaar das heiße Treffen von Milazzo, das sie stark decimirte.

Achthundert Tapfere hatte dieser kühne Bajonnetangriff gekostet, achthundert, unersetzbar durch den ungeschulten Zuwachs. Indeß, jenes heiße Treffen hatte die Königlichen bis nach Messina und von da über die Meerenge nach Calabrien verjagt. Die Insel war von

des jungen Bombenkönigs Söldlingen gesäubert bis auf den einen festen Punkt, die Citadelle von Messina, in der sich die Garnison noch hielt, mürrisch und unlustig zu jeder Action von den Wällen auf die casacca rossa, die dreitausend rothen Blousen, hinabschauend, welche die Abhänge des Monte dei Capucini und das Ufer der Meerenge belebten.

Es war ein wilder, wüster Haufe, einer Schaar rother Ameisen ähnlich, die in Messina und am Ufer durcheinander kroch, ohne Disziplin, zusammengelaufen, aus Abenteurern aller Länder, großentheils aus Betteljugend bestehend, die wenigstens Sold und Brod zu finden glaubte, nur gehalten durch den sehr zusammengeschrumpften Kern, einige tausend geschulte Männer, darunter Revolutions-Offiziere und Flüchtlinge aller Länder.

Manche von ihnen kämpften für das Princip, das sie mit der Autorität ihres Vaterlandes unversöhnlich überworfen; Andere waren dem Zuge ihrer Landsknechtsnatur gefolgt, die sie überall dahin führte, wo es Beulen gab, noch Andere, namentlich Norditaliener, kämpften für die Freiheit und Einigung ihres Vaterlandes. Das Gros bestand aus Gesindel, unter welchen namentlich die krankhaft gelben, verkümmerten Troglodyten-Gesichter der Sicilianer einen oft widerwärtigen Eindruck machten.

Bis an die Knöchel im heißen Meeressande watend, lagen die armen Bursche in ihren schon halb zerrissenen elenden Blousen am Meeresufer, sich von dem faulen Fleisch des Thunfisches ernährend, den sie selbst harpunirten, von den unreifen indischen Feigen, die auf Armeslänge über ihnen an den verdrießlichen grauen, zackigen Aesten des Cactus hingen, bis an den Hals im Wasser liegend, um sich vor der Sonnengluth zu schützen, vor Durst verschmachtend bei dem allgemeinen Mangel an Trinkwasser, da die Brunnen der beiden kleinen Dörfer Pontano grande und piccolo schon versiegt waren.

Freilich kreuzten noch die Kriegsschiffe des auf seinem Thron schlotternden Königs in der Meerenge und von der Insel sah man im Sonnenschein die Bajonnette der königlichen Uferbesatzung drüben auf dem calabrischen Strande blitzen. Die Mündungen der Geschütze auf den Schiffen streiften am Ufer daher, aber kein Schuß fiel auf die dreifarbige Fahne, die vom Leuchtthurm der Charybdis wehte.

Der König, der auf seine Marine, seinen Liebling, so stolz gewesen, hatte kaum noch Kapitäne finden können, die es unternehmen wollten, seine Schiffe in die Meerenge zu manövriren, und die, welche es wagten, sie erfüllten nur träge, der Form wegen, ihre Instruktion und wagten weder tiefer in die Meerenge hinein zu steuern, noch nach Neapel zurückzukehren.

Wie lahme Enten steuerten die Schiffe in die Meerenge hinein, vorsichtig Distance haltend, als der Diktator aus den königlichen Zeughäusern seine große Batterie am Fuß des Leuchtthurms etablirte und dem ersten passirenden königlichen Schiff einige Kugeln in die Rippen sandte. Kein Schuß ward erwidert. Selbst das Hohngelächter der Garibaldini stachelte den Ehrgeiz der Kapitäne nicht.

Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen Garibaldi dieselben Erfolge drüben auf dem calabrischen Festland erwartete, mit dem er in engster Korrespondenz stand. Die Kreuzer liebten den Nachtdienst nicht, da sie bei Tage schon ihre Schuldigkeit versäumten, und sobald die Nacht sank, brachten also die calabrischen Fischer, den Schwertfischfang vorschützend, dem Diktator die Versicherungen seiner Freunde drüben, daß Alles bereit sei zu seinem Empfange, daß man ihn mit Ungeduld erwarte.

Und Garibaldi, der während der letzten Zeit sein Hauptquartier auf dem unter dem Schutz der Batterie daliegenden Schiff hatte, Garibaldi sandte ohne wesentliche Anfechtung jede Nacht ein halb Dutzend Böte mit seinen Ragazzi nach der calabrischen Küste hinüber!

Oft hörte man bei solchen Gelegenheiten am calabrischen Ufer ein kurzes Gewehrknattern. Die eingeschifften Ragazzi waren mit einer Patrouille der Königlichen drüben zusammengerathen. Aber auch das hatte wenig Bedeutung. Eine Stunde später loderte ein Feuer auf der Höhe der calabrischen Berge — es war das Zeichen, daß der Uebergang gelungen!

Die Küste drüben bevölkerte sich jede Nacht mehr mit Garibaldianern, die gastlich Obdach, sogar enthusiastischen Empfang bei Denen fanden, die mit Sehnsucht auf die Uebrigen warteten und schon insgeheim eine calabrische Legion formirten, um sich der Freiheitsarmee anzuschließen, und die Korrespondenz des Diktators mit dem großen Comitato nazionale, dem Hauptrevolutionscomité in Neapel, unterhielten, an dessen Spitze kein Anderer als Liberio Romano, des Königs eigener Minister, stand.

So sah es an der Meerenge von Messina aus um die Zeit der Erzählung, welcher der Verfasser eine Thatsache zu Grunde gelegt.

II.

Die französischen Messagerie-Dampfer waren die einzigen, die noch unter dem Schutz ihrer Nationalflagge den Verkehr zwischen Messina und dem Festland unterhielten. Die Meerenge, sonst eine Straße nach dem Orient, die sehr belebt, war für den Handel verödet; nur die englischen Schiffe kamen, um den Garibaldianern theure Waffen und schlechten Callico für ihre Blousen gegen schönes, schweres Geld zuzuführen und als Rückfracht von Catania unbesteuert den kostbaren Schwefel einzunehmen, den die Bourbonen so sorgfältig bewacht hatten.

Am frühen Morgen war einer dieser Messagerie-dampfer am Quai, an der „Marine“ von Messina erschienen, auf seinem Deck eine Anzahl von Passagieren, zumeist aus jungen Leuten der besseren Klasse bestehend, die, von Freiheitsdrang oder Abenteuer- und Thatenlust getrieben, dem Diktator ihre Dienste zu bieten kamen.

Die Passagiere des Dampfers also hatten nach stundenlangem Warten die Erlaubniß zum Ausschiffen erhalten und waren im Begriff, sich durch die Bogengänge des Palazzo della Citta in die Stadt zu zerstreuen, unter ihnen ein Greis von ehrwürdigem Aeußern, müde von Reise- und Seekrankheit, geführt von einem hübschen, etwa sechzehnjährigen Knaben, dessen Miene mit Besorgniß, sogar Furcht auf das kriegerische Gewühl des Quai blickte und der, ängstlich zurücktretend eine Kolonne von hochbepackten Maulthieren und Eseln vor-

überziehen ließ, die von rothblousigen, halb zerlumpten Ragazzi mit einem Strick um den Leib, an dem ein rostiges Bajonnet hing, unter lautem Geschrei über den Quai getrieben wurde.

Ein schmutziger Lazzaro hatte sich des Gepäcks der Beiden bemächtigt und schaute blödsinnig drein, während die Fremden dastanden, denn selbst das so geschäftige Institut der Facchino, dieser Tagediebe, die sich sonst um die Effekten der Passagiere zu reißen pflegten, hatte sich vom Quai längst zurückgezogen, da kein Geschäft mehr für sie war, und überließ dasselbe den Armen, die für ein paar Bajocchi den elenden Dienst noch versehen wollten.

Langsam zog die Proviantkolonne vorüber und jetzt erst bewegte sich der Greis ermüdet vorwärts, unschlüssig die Bogengänge des Palastes betrachtend, die zur Stadt führten, und Rath in des eben so unschlüssigen Knaben Antlitz suchend.

„Excellenza haben ein Quartier?“ fragte der Facchino unter den Effekten keuchend und neben sie tretend.

„Wir haben keins! Wir wollen in ein Hôtel!“ antwortete die helle Stimme des Knaben in geläufigem Italienisch.

Der Facchino schaute sie betroffen und zweifelnd an.

„Impossibile!“ rief er, sein graugelbes Troglodytengesicht zu einer Grimasse verziehend. „Alle Locanden sind von Militär bis auf das Dach angefüllt!“ setzte er in seinem sicilianischen Dialekt hinzu, den der Knabe mehr aus seiner Miene als aus Sprachkenntniß verstand.

Der Letztere blieb rathlos stehen; er blickte den Greis mit steigender Besorgniß an. Die Botschaft war entmuthigend.

„Wo werden wir also ein Unterkommen finden, Papa?“ fragte er verlegen. „Ich selbst fürchte nach dem, was wir hier sehen, daß der Mann nur allzu wahr gesprochen! Sieh nur durch den Bogen da das Gewühl in der Straße! Wie ein Obdach finden!“

Der Greis blickte traurig vor sich nieder, seine Hand zitterte, während er sich auf den Stab stützte.

„Wir müssen suchen!“ sprach er vor sich hin. „Es wird ja eine Dachkammer für uns noch vorhanden sein.“

Der Facchino hatte die Effecten auf das Pflaster gesetzt, denn er hatte nichts zu versäumen. Er erklärte es sei nutzlos in die Stadt zu gehen; besser sei es auf dem Schiff zu übernachten, da alles Suchen vergeblich sein werde. Er fügte die Erzählung der Abenteuer anderer Reisender hinzu.

„Unmöglich! Man würde uns auf dem Schiff nicht dulden! Zudem . . . wir haben Geschäfte hier!“ rief der Knabe.

Der alte Herr blickte sorgenvoll fragend den Knaben an. Der italienischen Sprache nicht kundig, hatte er des Lazzaro, mit echt sicilianischer Gestikulation begleitete Erzählung nicht verstanden, nur das „impossibile“ klang ihm noch verhängnißvoll im Ohr.

„Was sagte er?“ war seine Frage.

„Zum Schiff zurückkehren räth uns der Mann! Aber das ist unmöglich, Papa! . . . Ich bin der Ansicht, wir gehen geradeswegs in die Stadt, wir verlassen uns auf einen günstigen Zufall, des Himmels Schutz! Du bist ja auch ermattet durch die lange Reise von Livorno nach hierher. Komm! Hier in dem Gewühl der Stadt ist der Zufall sicher der beste Führer, Papa; wir werden uns ja unterbringen, und sollten wir vorläufig eine Streu für D i c h finden.“

Der Alte schüttelte mißmuthig den Kopf. Seine ohnehin vergrämten Züge, die keinen Glücklichen verriethen, zeigten die vollkommenste Muthlosigkeit.

Dem Lazzarro schien die Sache gleichgültiger zu werden. Er überlegte, daß je länger man seiner bedürfe, desto größer seine Forderung sein werde.

„Du weißt, Papa, wir müssen s u c h e n!“ flüsterte der Knabe dem Greis zu. „Du weißt, was uns hierher geführt!“

Dieser richtete sich erschrocken auf. Die Muthlosigkeit schien ihn in Vergessen versenkt zu haben.

„Du hast Recht .... Wir müssen suchen .... Gott gebe uns Gelingen!“

Seine Stimme war fast lautlos, dennoch verstand ihn der Knabe. Ein Druck seiner Hand bestätigte es. Der Facchino saß noch immer ruhig auf den Effekten und kaute an einem halbvertrockneten Stückchen Wassermelone, das er aus der Tasche gezogen.

Eben marschirte eine Kompagnie Ragazzi etwa dreißig Schritt vor ihnen vorüber, geführt von einem Kapitano mit riesig langen schwarzem Bart, und einigen Lieutenants, die, ihre Cigarretten rauchend, neben ihrem Zuge schlenderten. Ein Zug Aetna-Jäger in romanhaftem Kostüm folgten ihnen in kurzer Entfernung.

Sie sahen zerlumpt genug aus, die Ragazzi. Staub und Schweiß hatten die Blousen braungrau gefärbt; einzelne hingen den armen Burschen in Fetzen auf den Schultern; die Beinkleider waren von einer kaum noch zu unterscheidenden Farbe und die Stiefel oder Schuhe, je nachdem, schief getreten und aus den Näthen geplatzt. Die Flinten waren halb verrostet, zusammengestoppelt und -gelesen, ein Bajonnet ersetzte den Säbel.

Die Offiziere waren äußerlich in passablem Zustand und schienen den verschiedensten Nationen anzugehören; ihre Waffen waren ebenso ungleich, denn der eine trug den österreichischen, der andere den französischen Säbel; auf Aller Gesichter aber stand dasselbe: Hol's der Teufel!

Am schlimmsten aber sah's mit einem andern Zuge aus, der ihnen folgend eben durch den Palazzo kam und links ab auf die Marine schwenkte, ein Zug der sogenannten figli della libertà, der Söhne der Freiheit, eine Lumpenbande in grobem, schmutzigem Leinen, eine rothe englische Feldmütze mit weißem Kreuz auf dem Deckel über den kranken, gelben Fiebergesichtern, verhungert, verkommen, verloddert, abgemagerte und schwäch-

liche Gestalten; die Freiheit hätte sich schämen müssen, wenn sie es der Mühe für werth hielt, sich diese ihre Söhne zu betrachten.

Indessen, sie hießen einmal so. Ein Engländer, Oberst Dunne, hatte sie organisirt, und trat niemals unter sie, ohne den Revolver in der Hand zu haben.

Der Vorbeimarsch dieser Truppe hatte die ganze Aufmerksamkeit des Greises und des Knaben in Anspruch genommen. Mit Spannung waren beider Augen auf die ungleichen Rotten gerichtet; der Knabe schien angstvoll jedes einzelne Gesicht zu prüfen und Mühe zu haben, alle in's Auge zu fassen. Des Greises Blick hing müde, getäuscht an den rothen Blousen; er schien sich auf des Knaben junge Sehkraft zu verlassen.

Muthlos blickte dieser ihnen nach, als sie vorüber waren. Auch er schien getäuscht. Beschwichtigend legte er indeß die Hand auf den Arm des Greises. Dann erwachte noch einmal seine Aufmerksamkeit. Er sah in einiger Entfernung, wie zwei andere Offiziere, von denen der eine den kurzen Spahi-Burnus des garibaldischen Generalstabs (von den französischen Offizieren im nördlichen Afrika adoptirt) über der Blouse und einen Pallasch im Arm trug, den langbärtigen Kapitano während seines Marsches anredeten, wie beide mit demselben, ihn einige Schritte begleitend, plauderten, ihn dann verließen und langsam über die Marine daher schritten.

„Es ist Zeit, Papa; wir müssen uns entschließen; wir würden hier Aufsehen erregen," sagte der Knabe halblaut zu dem Alten. „Es ist mir auch unheimlich, hier so lange zu stehen; die übrigen Passagiere sind längst in der Stadt."

„Wie Du willst! So versuchen wir unser Glück!" Der Alte richtete sich mühselig auf. Sein gramgefurchtes Antlitz wandte sich zu dem Knaben, um aus dem seinigen Muth zu schöpfen.

„Gehen wir!" rief der letztere dem dahockendem

Lazzaro zu. „Papa, stütze Dich auf meinen Arm, so wirst Du Deine Müdigkeit weniger fühlen!“

Dabei wandte er das Gesicht ab, denn eben schritten die beiden garibaldischen Offiziere vorüber, im Begriff sich zu trennen, sich die Hände reichend.

Der ältere von ihnen, der mit dem Spahi-Burnus, schritt zum Palazzo hinauf, der andre, ein schlank und schmächtig hochgewachsener junger Mann, der mit einer sichtbaren Koketterie die saubre Blouse trug und nach Matrosenart ein schwarz seidenes Halstuch lose um den Hals gelegt, trat an der Gruppe vorüber, hielt aber plötzlich inne, als er des Knaben Stimme hörte.

Er blieb stehen, stützte die eine Hand auf die Säbelkoppel, warf die Cigarrette fort und fixirte, die Augenlider zusammenkneifend, erst den Knaben, dann den Greis. Ein fast malitiöses Lächeln erhellte sein schmales, mageres, aber nicht unschönes Antlitz, das unmöglich einem Italiener gehören konnte und den Abenteurer von besserer Herkunft verrieth.

„Bei Gott, ich täusche mich nicht,“ murmelte er, während seine Hand den langen, hellbraunen Schnurrbart drehte.

Schnell gefasst trat er heran, als eben der Knabe seinen ermatteten Begleiter fortziehen wollte und sich dabei verlegen abwandte, als wolle er den Facchino zur Eile auffordern.

Ein verbindliches Lächeln auf dem Antlitz, legte er die Hand an das Käppi.

„Verzeihen Sie der freudigen Ueberraschung, meine Muttersprache zu hören, wenn ich es wage, mich Ihnen als Landsmann vorzustellen,“ sagte er mit wohltönender, einschmeichelnder Stimme, zu dem Greis gewendet. „Es ist eine so seltene Freude, hier an diesem jetzt so öden und ungastlichem Gestade die schönen Klänge aus der Heimat zu hören. —

Der Greis schaute, sich aufrichtend, zu der schlanken Gestalt hinauf. Es beschlich auch ihn, den Hülflosen,

so heimisch, die Muttersprache zu hören, und noch mehr als dies war's der Gedanke, vielleicht einen Rathgeber in seiner Lage gefunden zu haben, was ihm diese Begegnung willkommen machte.

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Aufmerksamkeit, mein Herr," antwortete er mit vor Ueberraschung leicht bebender Stimme. „Wir befinden uns allerdings in einer Situation . . . fremd, ohne Anhalt, ohne Kenntniß der Stadt . . . in diesem Kriegsgewühl . . . Wir sind wohl etwas unvorsichtig gewesen, uns so unvorbereitet hier hinein zu wagen . . ."

„Ich glaubte dies zu bemerken!" Der Garibaldianer streifte jetzt auch den Knaben mit flüchtigem Blick, da dieser sich mit einer gewissen Scheu zurückhielt. „Ich wage nicht zu fragen, was Sie zu einer so unruhigen Zeit gerade hieher führen konnte. Die Stadt ist von den Unsrigen überfüllt; die wenige Gesellschaft, die in friedlichen Zeiten hier existirt, hat sich hinausgezogen, selbst die Consuln sind nicht in der Stadt, die ihren Landesangehörigen mit Rath zur Hand sein könnten . . ."

„O, das Alles zu fürchten, haben wir leider Ursache genug," unterbrach ihn der Greis. „Wollten Sie uns als Landsmann eine Güte erweisen, so würden wir Ihnen unendlich verpflichtet sein . . . Der Mann dort erklärt uns, es sei in der Stadt kein Obdach mehr zu haben, und räth uns, auf das Schiff zurückzukehren, was uns, selbst wenn es in unserm Interesse läge, doch kaum gestattet werden dürfte . . ."

Der Offizier blickte sinnend, mit lauernder Miene zu Boden und drehte sich den Schnurrbart. Nur der Knabe bemerkte, wie er dabei unter dem Schirm des Käppi den Greis doch heimlich fixirte.

„So ist es allerdings! Zu meinem Bedauern muß ich das bestätigen. Die Hotels sind bis auf die elendeste Locanda überfüllt von Einquartirung; selbst das einer deutschen Familie gehörige Hotel Victoria, in dem man Sie aus Patriotismus sicher freudig aufnehmen würde,

wenn es irgend möglich, ist bis unter das Dach von Offizieren in Anspruch genommen."

„So sind unsere Aussichten freilich die traurigsten!" Der Greis schaute vor sich nieder und senkte muthlos den Kopf.

„Wie ich auch überlege," fuhr der Offizier fort, „ich finde keinen Rath, so gern ich Ihnen hülfreich sein würde."

Ein höheres Roth legte sich plötzlich auf das von der Sonne Siciliens gefärbte Antlitz des Offiziers. Er schaute den Greis, dann den Knaben mit eigenthümlichem Ausdruck an und dann vor sich, um seine Miene zu verbergen.

„Hier auf dem heißen Pflaster der Marine können Sie nicht bleiben," sagte er zögernd und unschlüssig. „Sie sind ermüdet, wie ich sehe; die Seereise hat Sie angegriffen. Führte ich Sie vorläufig in ein Gastzimmer, Sie würden auch dort keinen Platz finden, denn selbst diese sind von unseren Leuten in Anspruch genommen. Sie sehen mich mit all meinem guten Willen, zu dienen, in großer Verlegenheit."

Der Knabe hatte mit gesenktem Haupt zugehört, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Ein Seufzer verrieth seine Trostlosigkeit. Der Garibaldianer heftete jetzt das Auge mit demselben eigenthümlichen Ausdruck auf ihn.

„Es zeigt sich mir nur ein Ausweg und ich fürchte mich fast, Ihnen diesen vorzuschlagen, obgleich er Ihnen ein Beweis meiner Dienstwilligkeit sein würde."

„Ich bitte!" Der Greis schaute ihn erwartungsvoll an.

„Mein eigenes Quartier stelle ich Ihnen gern zu Diensten, denn ich selbst finde schon ein Unterkommen bei einem Kameraden oder draußen im Lager bei Pontano . . ."

„O, mein Herr!" Der Greis ward verlegen durch diese Liebenswürdigkeit. Der Knabe schien dieselbe zurück-

weisen zu wollen; er schaute fast mißmuthig den Alten an und presste seinen Arm.

„Es ist eben nur ein Obdach," fuhr der Offizier fort, „nichts weiter, nicht viel besser als eine Dachkammer. Sie sehen also ein, daß mein Opfer von keiner Bedeutung ist Nehmen Sie es an, bis die Möglichkeit vorhanden, Ihnen etwas Besseres zu schaffen. Vielleicht leert sich auch die Stadt schon in einigen Tagen; wir können nicht berechnen, wann der Uebergang nach Calabrien stattfinden wird."

Den Greis schien bei dieser Nachricht eine neue Unruhe zu befallen.

„Schon in einigen Tagen!" murmelte er vor sich hin.

„Mein Herr, wenn wir überzeugt sein dürften, daß Ihr Opfer nicht größer, als Sie uns schildern . . "

„Ein Soldat braucht kein Dach über seinem Haupte," unterbrach ihn der Garibaldianer. „Wir schlafen hier am Ufer der Meerenge ebenso süß wie in den Betten."

„Darf ich erfahren, wem ich eine so große Güte zu danken habe? . . . Mein Name ist Werthmann . . ."

Der Offizier schien mit der Nennung des seinigen zu zögern.

„Von Lubowitz," rief er . . . „Lieutenant von Lubowitz, früher in *schen Diensten, aber des faulen Garnisondienstes überdrüssig, seit Kurzem in der Armee des Diktators, die," setzte er vornehm lächelnd hinzu, „allerdings noch viel zu wünschen übrig lässt und keineswegs meinen Erwartungen entspricht, indeß ich habe hier die gewünschte Thätigkeit gefunden . . . Doch, darf ich Sie einladen mir jetzt zu folgen! Mein Dienst gestattet mir einige freie Stunden, die ich zu meiner Freude in der nützlichsten Weise auszufüllen Gelegenheit habe . . . Alla croce bianca!" rief er dem Facchino zu, der von dem Koffer aufsprang und mit einem „subito, signore!" Anstalt machte, denselben auf den Rücken zu laden.

III.

Schweigend schritten alle Drei, der Knabe noch immer widerwillig, die Marine hinauf zu einem der in die Strada Ferdinanda führenden Gänge. Der Greis schien glücklich, ein Unterkommen gefunden zu haben, der Knabe schien weniger einverstanden, vielleicht weil die Jugend anspruchsvoller als das Alter und weil es ihn dünken wollte, als hätte man, weun man nicht das erste beste Anerbieten acceptirt, wohl noch was Besseres finden können.

Auch der Garibaldianer war schweigsam geworden. Er war mit eigenen Gedanken beschäftigt und dankte selbst zerstreut den Grüßen einiger ihm begegnenden Kameraden, die er sogar möglichst zu vermeiden schien.

Der Greis seinerseits war in sich versunken. Es mochte ihm eine Frage auf der Zunge liegen, die er immer wieder zurückdrängte. Das ihn in der Hauptstadt umwogende Gewühl von Rothblousen, von militärischen Transporten, das Geschrei der Verkäufer, das der Soldaten, die überall von den Balkonen herabhängenden Tricoloren, die Seltsamkeit der ganzen Umgebung — denn er sah zum ersten Male ein so abenteuerlich gefärbtes Kriegsleben — Alles wirkte erdrückend auf ihn und der Knabe drängte sich ebenfalls enger an ihn, furchtsam die Berührnng mit all den wilden Gestalten vermeidend und sichtbar in Besorgniß um die persönliche Sicherheit.

„Vater, ich wollte, wir wären schon unter Dach und Fach," flüsterte er diesem zu, als ihr Führer ihnen

voran, die lange Hauptstraße hinauf endlich in eine enge, von penetrantem Geruch erfüllte Gasse trat, deren Fenster mit schmutziger Wäsche und allerlei, nicht gerade sauberen Wirthschaftsgegenständen behängt waren. „Es wäre aber schrecklich, wenn wir gerade hier in dieser Gasse . . .“ setzte er mit einem gewissen Ekel hinzu.

Der Garibaldianer wandte sich mitleidig lächelnd zurück, als habe er des Knaben Worte gehört, und sein Auge streifte dabei mißtrauisch das bleiche Antlitz desselben.

„Wir sind gleich zur Stelle,“ sagte er. „Ich wiederhole nochmals mein Bedauern, Sie nicht besser logiren zu können. Sobald wir abmarschirt sind, werden Sie ja reichlich entschädigt werden.“

Er schritt voran. Beleidigender ward der Geruch, zu dem sich noch der einer Garküche gesellte, aus deren geöffneter Thür ein heißer Dampf herausdrang.

„Erschrecken Sie nicht, es ist die Küche unsres Hotels,“ wandte sich der Führer wieder zurück. Gleichzeitig zeigte er auf das hohe, vor Jahren einst weißgetünchte Haus, das sich mit zahllosen kleinen Fensterbalkonen in fünf Stockwerken erhob. An den eisernen Brüstungen der Balkone hingen Soldatenwäsche, Säbelkoppeln, rothe Blousen, Gamaschen und hunderterlei Anderes, und düster gähnten die offenen Fenster in die enge, halbdunkle Gasse. „Hier ist der Eingang,“ fuhr er fort, in die schmutzige Thür tretend, über der mit schwarzen halb verwischten Buchstaben die Firma „croce bianca“ stand.

Die Schwelle betretend, sahen die beiden Fremden eine von Schmutz fast schwarz gefärbte Treppe vor sich, die der Garibaldianer ihnen voran erstieg.

„Muth!“ flüsterte der alte Herr dem Knaben zu, als dieser zögernd stehen bleiben wollte. „Wir suchen nachher ein besseres, und Du weißt ja, wir müssen uns eilen . . .“

Der Knabe legte, vor der Treppe stehend, seinen

Widerwillen beschwichtigend, die Hand auf die Brust und athmete mühsam auf.

„Geh nur voran!“ antwortete er leise. „Kümmre Dich nicht um mich! Es ist ja nur der erste Eindruck, Vater!“

Damit war er diesem behülflich die abgeschliffene Treppe zu ersteigen, und den Blick von der ganzen Umgebung abwendend, kletterte er dem Alten nach vier steile, staub- und schmutzbedeckte Stiegen hinauf, auf denen ihnen die auf- und abeilenden Ragazzi begegneten, während aus den ganz oder halb geöffneten Thüren wilder Stimmenlärm und Gelächter herausschallte.

Oben im vierten Stock schritt der Führer auf eine morsche Thüre zu, die nur gutwillig noch in ihren Angeln hing und deren Schloß nur durch einige verbogene rostige Nägel an dem wurmstichigen Holze klapperte.

„Nummero achtundneunzig!“ Der Garibaldianer stieß mit der Hand gegen die Thür.

Die beiden Fremden standen vor einem geweißten, einfenstrigen Zimmer, von dessen Wände und Decke die Tünche zum Theil schon abgefallen. Eine eiserne Bettstelle, ein Stuhl, ein Tisch waren das ganze Mobiliar. Die Bettwäsche mochte seit Monden nicht gereinigt sein. Die Balkonthür stand geöffnet und gab einen Blick auf das Dach des kaum zehn Schritte gegenüber liegenden Hauses.

„Es wird für Sie genügen,“ wandte sich der Offizier zu dem alten Herrn, während der Facchino die Effekten hereintrug. „Ein Schelm bietet mehr als er hat . . . Ihrem Herrn Sohn muß die kleine Kammer drüben am Ende des Ganges genügen . . . Wollen Sie die Güte haben, mir zu folgen?“

Der Knabe erschrak sichtbar, als der Garibaldianer sich mit seiner Einladung an ihn richtete. Er fürchtete sich vor einer Antwort und schaute betroffen den Vater an.

„Ich komme mit Dir, ich muß doch wissen, wo Du

bleibst!“ sagte dieser mit gezwungenem Lächeln, während er die Hand des Knaben ergriff. „Jedenfalls wird's uns hier an frischer Luft nicht mangeln!“

Er bezahlte den Facchino und folgte dann dem Knaben, der jetzt herzhaft auf den Gang getreten war. Dieser war lang, bog um eine Ecke, dann wieder um eine andere. Endlich öffnete der Führer die hinfällige schwarze Thür einer Dachkammer, in die durch ein einziges, wahrscheinlich seit lange in dem milden Klima nicht verschlossen gewesenes Fensterchen das blaue Himmelslicht herein schien.

„Bis wir etwas Besseres für Sie haben,“ sagte der Garibaldianer mit eigenthümlichem Lächeln zu dem Knaben, „muß Ihnen dies genügen. Mein Bursche wird die wenigen Effekten abholen, die uns zu besitzen gestattet ist.“

Er warf einen Blick auf das Fenster, dann auf die Thür und trat hinaus, um den beiden Gästen Raum zu lassen, die lautlos auf den schmutzigen Strohsack und den lahmen Stuhl blickten.

„Sie werden ermüdet sein,“ sagte der Offizier. „Ich werde das Möglichste thun, durch Versprechung reicher Trinkgelder den Cammeriere zu veranlassen, daß er Sie die Armseligkeit dieses Obdachs wenigstens durch reine Wäsche und was sonst an Bequemlichkeiten aufzutreiben ist, vergessen mache. Wenn die Thüren und Fenster auch nicht schließen, seien Sie unbesorgt, man stiehlt hier nicht; man ist gewohnt, bei offenen Thüren und Fenstern zu schlafen . . . Sie gestatten, daß ich am Nachmittage zurückkehre, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Werthmann hörte mit Unruhe den Wunsch des Offiziers, sich zu entfernen. Er gab dem Knaben einen heimlichen Wink und folgte ersterem auf den Gang.

„Haben Sie nochmals meinen herzlichen Dank für all' Ihre Güte, die wir nur annehmen auf die Versicherung, daß Sie nicht entbehren werden.“ Damit

reichte er ihm die Hand, als wolle er ihn zurückhalten, als habe er noch Wichtiges auf dem Herzen. „Störe ich indeß Ihre Zeit nicht, so würde ich Sie bitten, mir noch einige Secunden . . .“

Er führte ihn zurück über den Gang in das vordere Zimmerchen und bat ihn, einzutreten.

„Sie begreifen, Herr von Lubowitz,“ begann er hier, während sein Antlitz sich wieder in grämliche Falten legte, „daß mich nur Interessen von Wichtigkeit hierher geführt haben, nicht eigentlich von Wichtigkeit für mich selbst, vielmehr für eine mir nahe stehende Person, in deren Auftrag ich von Livorno hierher reiste, wo ich mich auf einer Vergnügungsreise mit meinem Sohne befand, als mir die Meldung meines Freundes wurde . . .“

Er blicke verlegen vor sich nieder, während des Garibaldianers Auge mit verschlagenem Ausdruck minder lauernd auf ihm ruhte.

„Mein Freund,“ fuhr er fort, „schrieb mir nach Livorno, ich möchte hierher reisen, mich nach seinem Sohn zu erkundigen, den eine Verkettung unseliger Umstände hierher nach Sicilien in die Armee verschlagen. Er ist in Todesängsten um ihn, er beschwor mich, ihn aufzusuchen, da er selbst unfähig, diese Reise zu unternehmen, ihn in's Vaterhaus zurück zu führen, und so befinde ich mich denn hier, selbst alt und schwächlich, auf die Gefälligkeit der Kameraden des jungen Mannes angewiesen, wenn nicht der Zufall selbst mich ihn finden lässt. Sie, Herr von Lubowitz, der Sie mir unbekannterweise so viel Liebenswürdigkeit gezeigt, werden sicher den jungen Mann kennen, da er ein Deutscher ist . . .“

Lubowitz spielte scheinbar zerstreut mit den Zipfeln seines Halstuchs und beobachtete mit mehr Behagen als Theilnahme die Aufregung des alten Mannes, der diese so schlecht zu maskiren verstand. Sinnend blickte der Lieutenant zur Decke.

„Sie wissen, es ist mein Wunsch, Ihnen nützlich zu sein," sagte er langsam. „Leider war aber die nähere Bekanntschaft mit den Kameraden uns bisher oft erschwert. Die Schnelligkeit der Operationen, die eiligen Märsche, der täglich sich steigernde Zuzug, alles das ließ uns selbst mit unseren Landsleuten, deren so manche in dieser Armee dienen, nicht viel zusammentreffen."

Der alte Herr nickte traurig mit dem Kopf. „Freilich!" sprach er vor sich hin. „Ich begreife dies wohl! Indeß der Zufall konnte Sie mit diesem jungen Manne zusammengeführt haben. Sein Name ist Oscar von Lauenthal; er stand . . ."

„Lauenthal!" . . . Lubowitz legte nachdenkend die Hand an die Stirn. Werthmann's Auge hing an seinem Antlitz. „Ich erinnere mich in der That nicht! . . . . Sie wissen auch nicht, in welcher Legion er steht?"

Werthmann ließ getäuscht die Stirn sinken. Lubowitz beobachtete den Kummer, den seine Antwort ihm bereitete.

„Wie könnte ich das wissen!" sprach Werthmann vor sich hin „Er hat vor acht Wochen erst den vaterländischen Dienst verlassen, ist hieher geeilt und das ist Alles, was man von ihm weiß."

„Wenig allerdings! Zu wenig, um einen Kameraden in diesem Wirrwarr zu finden . . . Es ist allerdings das Gros noch hier in der Stadt, doch liegen ganze Bataillone draußen an der Meerenge, einzelne Kompagnien sind noch im Innern der Insel, andere sind bereits heimlich Nachts hinüber in die calabrischen Berge geschafft worden und an Anfertigung einer Liste aller enrollirten Offiziere, namentlich der aus fremden Ländern herbeigeeilten, ist bis heute noch nicht zu denken gewesen, denn es herrscht der größte Mangel an brauchbaren Intendanturbeamten . . . Aber das ist kein Grund zum Verzagen," setzte er schneller hinzu. „Wollen Sie meiner Dienstwilligkeit vertrauen, wollen Sie es ganz mir überlassen den Gesuchten zu finden, so stelle ich sofort

meine Nachforschungen bei den Kameraden an. Ich gehe zum Generalstab, um zu fragen; ohne Zweifel wird doch irgendwo und irgendwie Auskunft zu haben sein."

Werthmanns Antlitz klärte sich hoffnungsfreudig auf. Er suchte die Hand des Lieutenants und presste sie in der seinigen. Dieser ließ es kalt und vornehm geschehen.

„Gott selbst hat Sie uns in den Weg gesandt, Herr von Lubowitz!" rief er enthusiastisch. „Ohne Sie würden wir vergeblich suchen! ich vertraue ganz auf Ihre so unendliche Güte, die Sie uns ja so großmüthig bewiesen! Was hülfe mir unter solchen Umständen alles Suchen! Ich lege freudig meine Mission in Ihre Hände!"

Lubowitz entfernte sich mit dem Ausdruck der Hoffnung, er werde noch am Nachmittag genügende Auskunft bringen und froher im Herzen kehrte Werthmann zu dem Knaben zurück.

Dieser saß, das lebhafte Auge umdüstert, die Stirn in die Hand gestützt, über welche die dichten braunen Locken herabfielen, auf dem morschen Stuhl. Die tiefste Muthlosigkeit musste sich seiner bemächtigt haben. Als Werthmann herein trat, bedeckte er beide Augen mit dem Taschentuch.

„Mein Gott, was ist Dir!" rief Werthmann ängstlich zu ihm tretend und die Hand auf seine Schulter legend. „Ich habe dem Herrn von Lubowitz die Ursache unsres Hierseins ganz offen, denn sie ist ja kein Geheimniß, erzählt. Er ist so überaus gefällig, daß er uns gewiß auch hierin von größtem Nutzen sein wird."

„Ich hörte Euer Gespräch, ich wollte Dich nicht mit ihm allein lassen und schlich den Gang hinab," antwortete der Knabe düster. „Du knüpfst große Hoffnungen an das, was er Dir sagte?"

„Und warum nicht, Kind! Freilich mag es seine Schwierigkeiten haben, wie er mir auch gestand, aber wir müssen darauf rechnen, daß der Zufall uns helfe! Du bist thöricht zu verzagen, weil uns dieser Zufall

anstatt des Herrn von Lubowitz nicht gleich im Hafen den Gesuchten entgegen führte. Bedenke doch, in diesem furchtbaren Wirrwarr!“

„Ich bin nicht so vertrauensvoll wie Du, Vater!“ klang des Knaben Stimme recht trostlos. „Zudem, dieser Mann erscheint mir allzu gefällig, fast zudringlich mit seiner Dienstfertigkeit Er hat auch etwas in seinem Gesicht, was mir nicht behagt. Du hast nicht bemerkt, wie lauernd er Dich und mich immer anschaute! Menschen von solchem Edelmuth, so aufopferndem Charakter, Vater, wie sollten die unter diese Leute hier kommen!“

„Und . . . Oskar?“ fragte der Alte. „Ist nicht auch er unter ihnen? Weißt Du, wie wenig oft dazu gehört, um den besten Menschen aus der geraden Schnur seiner einmal eingeschlagenen Richtung zu bringen?“

„O, mit ihm ist es etwas Anderes!“

„Du bist so mißtrauisch und in Deinem Alter!“

„Ich meine, Vater, wir sollten uns lieber auf uns selbst als auf diesen Fremden verlassen.“

„Ohne den wir obdachlos auf der Straße lägen.“

„Er kennt uns nicht, und aus reiner Liebe zu seinen Landsleuten, denen den Rücken zu wenden er doch sicher triftige Gründe gehabt, uns hier sein Quartier anzubieten . . .“

„Mich dünkt, er wird wohl ein besseres für sich im Auge gehabt haben. Immerhin war es liebenswürdig von ihm und wir sind ihm Dank schuldig.“

„Denke Dir, Vater, und wenn er nun . . . Ich erschrecke vor der Möglichkeit! . . .“

Der Knabe legte das Tuch wieder vor das bleiche Antlitz. Auch Werthmann erschrack, verjagte jedoch den von dem Knaben nicht ausgesprochenen Gedanken.

„Mach' Dir keine unnöthigen Sorgen!“ rief er ungläubig lächelnd. „Ich habe ihn wohl beobachtet; es ist nicht daran zu denken.“

„Du hast ihn beobachtet?“

„Natürlich! Aus Besorgniß, wie ich es immer thue, aber bis jetzt war noch keine Gefahr und nach der bisherigen Erfahruug, selbst auf dem Schiff, ist dieselbe auch nicht zu befürchten."

Der Knabe schien einigermaßen beruhigt. Sinnend und mit einem Seufzer lehnte er wieder den Kopf in die Hand und starrte vor sich hin.

„Du solltest Dich ausruhen; wir sind Beide ermüdet. Unser Freund versprach, am Nachmittag wieder zu kommen," mahnte Werthmann.

„Ich möcht' ihn nicht sehen, Vater! Empfange Du ihn!"

„Wenn Du willst, Kind. Aber ruhe Dich aus!"

„Es wäre Dir nothwendiger als mir! Zudem, wo willst Du, daß ich mich ausruhen soll! Sieh dieses Lager, diesen Schmutz!" Mit Abscheu wandte der Knabe sich fort.

„Du wirst mein Zimmer nehmen uud mir dies hier überlassen. Ich finde mich schon mit meiner Reisedecke zurecht!"

„Unter keinen Umständen!" Der Knabe sprang auf. „Du weißt, Papa, wie leicht und froh ich die Mühseligkeiten ertrage, immer in der freudigen Hoffnung, Oskar zu finden; Du aber bedarfst der Schonung."

Es entstand ein Streit, in welchem der Knabe den Sieg davon trug. Seufzend schritt der Vater den Gang hinauf.

Schweigend stand der Knabe, als des Vaters Tritte verhallt, in der halbdunklen Mansarde; das kindliche, große, hellbraune Auge hob sich trostlos gegen die niedere geschwärzte Decke, dann legten sich beide Hände wieder vor das krankhaft bleiche, von Ermüdung und innerer Thätigkeit abgespannte Antlitz. Er sank auf den Stuhl zurück.

„Welch eine Irrfahrt!" seufzte er. „Und wenn ich mir denke, daß Oskar in dieser Umgebung . . . Er, der bisher vom Glück so verwöhnt, dem Alles lachte, der nur zu erscheinen brauchte, um Aller Sympathien

gewiß zu sein! Und jetzt inmitten dieser aus aller Welt zusammengeströmten Abenteurer, dieses Gesindels! Ist es nur denkbar, daß ein junger Mann, der so empfindlich durch Geburt und Erziehung, verwöhnt durch die Gesellschaft, eine Existenz wie diese erträglich finden könnte, daß er nicht zurück dächte an das, was er verloren, sich nicht mit tausend Gewalten zurückgezogen fühlte zu dem, was ihm, gerade ihm eine Bedingung der Existenz! . . . Und dennoch schweigt er, würdigte er uns keines Lebenszeichens, während er wissen musste, wie viel Thränen um ihn geweint worden!“

Seine Hände sanken gefaltet in den Schoß, sein Knie sank auf die Brust; zwei Thränen stahlen sich durch die gesenkten Wimpern.

„Und der arme, arme Vater, der sich seinetwillen hierher schleppte!“ flüsterten die Lippen. Die Ermattung versenkte ihn in einen Halbschlummer, aus dem er nur zuweilen furchtsam auffuhr, wenn der Lärm der Rothhemden aus dem engen Hofe oder den unteren Stockwerken heraufdrang.

IV.

Lieutenant von Lubowitz war inzwischen in gehobener, übermüthiger Laune, die Garibaldi-Hymne vor sich hinsummend, die steilen vier Treppen hinabgestiegen. Er kümmerte sich nicht um die Kameraden, die rauchend und Karten spielend bei geöffneten Thüren in ihren Zimmern saßen, schritt sogar eilig an diesen Thüren vorüber, erreichte die Gasse und stand einige Sekunden unschlüssig an der Mündung derselben in die Hauptstraße.

Endlich schnell seine Partie ergreifend, schritt er quer über die Straße in eine Osterie, um sein Frühstück einzunehmen, und drückte sich darnach, eine Flasche Marsala vor sich, in die dunkelste Ecke des weiten Gemachs, um nicht von den ab- und zugehenden Gästen gestört zu werden.

„Eine kapitale Idee des Zufalls, des Schicksals oder wie die große intriguante Gewalt heißen mag, die uns wie einen Federball in der Welt umherschleudert!“ murmelte er vor sich hin, während er sich eine Cigarre drehte. „Ich hatte ihn nicht erkannt, wirklich nicht erkannt, diesen Ehren-Werthmann und den hübschen Burschen!“ erzählte er sich selbst. „Nur aus Langeweile fiel es mir ein, als ich sie deutsch reden hörte und so rathlos in der Sonnengluth dastehen sah, zu ihnen zu treten und erst als ich ihn und das flotte Bürschchen erkannte, fiel mir der famose Gedanke ein, ihnen mein Quartier, diesen Hundestall, anzubieten, das mir ja entbehrlich, seit mir der nach Calabrien abgegangene Kapitän sein Quartier zur Verfügung gestellt . . .

„Eine wirklich ganz tolle Laune des Schicksals, deren mein Einfall sicher ganz würdig war! Dieser Ehren-Werthmann muß mir hier in die Arme laufen; das Schicksal selbst führte ihn mir zu, und das soll bei Gott nicht umsonst geschehen sein! . . . Durch seine Bankier-Hände lief der unselige falsche Wechsel, den ich auf meinen Oheim ausgestellt, in der Ueberzeugung, daß dieser nicht das Herz habe, seine Drohungen einmal wahr zu machen und mich im Stiche zu lassen. Er ließ ihn bei dem Onkel präsentiren und übergab ihn dem Staatsanwalt . . . Vergebens suchte ich, zu ihm zu dringen, ihn anzuflehen, er solle mich nicht unglücklich machen. Man ließ mich nicht einmal vor. Vergebens bat ich um Eintritt bei dem Oheim, man schlug mir die Thür vor der Nase zu, und mir blieb nichts übrig, als meine Carriere im Stich zu lassen und mich aus dem Staube zu machen . . .“

„Er kennt mich nicht, dieser wackere Bankier, aber ich kenne ihn und den Burschen . . . Ob ich Beide kenne!“ lachte er höhnisch vor sich hin, „o diesen liebenswürdigen Burschen! . . . Ich habe mich wohl gehütet, ihm meinen wahren Namen zu nennen, und das ist gut nach zweierlei Richtungen. Erstens konnte ich mich ihm unbefangen nähern und zweitens . . . ja, zweitens! Darüber bin ich freilich noch nicht ganz im Klaren; aber Revanche muß ich haben und ich weiß auch, an wem von Beiden ich sie nehme! Der Alte hat mich unglücklich gemacht, denn mir stand nicht nur Carriere, sondern auch eine glänzende Partie zu Gebote; ich mache ihn wieder unglücklich. Es gilt nur, sie Beide nicht aus der Hand zu lassen. Sie sind hier beide wildfremd; in Zeit von vierundzwanzig Stunden muß ich mit ihnen fertig sein, denn morgen Nacht geht auch mein Zug nach Calabrien hinüber und dann mögen sie mich suchen . . . vergeblich suchen unter dem Namen Lubowitz! . . . Aber wie fang' ich's an? Was ich will, das weiß ich, und eine süßere Rache hat nie ein so herzlos in's Unglück Gestoßener

gefunden, wie ich sie nehmen will! Ich habe Zeit, der Dienst belästigt mich heute nicht; ich kann mich ganz meinen neuen Freunden widmen . . . Am Nachmittage führ' ich sie überall hin, wo sie den guten Lauenthal sicher nicht finden werden; am Abend werden sie von der Promenade, die ich ihnen bereite, furchtbar ermüdet sein . . ."

Den Ellbogen auf den Tisch, die Stirn in die Hand stützend, saß er da und blies den Qualm der Cigarette in dicken, über den Tisch rollenden Wolken vor sich hin.

„Eine Idee! Eine brillante Idee!" rief er zum Glase greifend und den trüben Wein die Kehle hinabschüttend. „Dinge, wie dieser Plan, sind auf der Insel von den Königlichen und auch von den Unsrigen hundertfach verübt worden; es hat auch kein Hahn darnach gekräht, und die beiden sind noch dazu fremd in der Stadt, auf der ganzen Insel. Man kann sie nöthigenfalls der Spionage verdächtigen, wenn der Alte Lärm machen sollte, sie der Wuth des Volkes preisgeben; es bedarf ja dazu nur eines einzigen Worts! . . . Der Lauenthal ist mir nicht gefährlich. Er liegt draußen bei der Batterie, an der äußersten Spitze, am Faro; ist vielleicht sogar schon über die Meerenge hinüber . . ."

Das längliche, magere Gesicht des Lieutenants spannte sich in Nerven und Muskeln mit leidenschaftlichem Spiel; die Finger seiner linken Hand drehten unternehmend den langen Schnurbart und glitten über den Henri quatre hinab; sein langgeschlitztes Auge kniff die Wimpern zusammen und blinzelte boshaft vor sich hin. Er hob das Käppi vom Scheitel, weil es ihm drunter zu warm wurde, und fuhr sich mit der Hand über das kurz geschnittene dunkle Haar.

„Mir kocht das Blut, wenn ich zurück denke an die Schande, die entehrende Verfolgung, an die Grausamkeit dieses Mannes, der mich so kaltblütig dem Elend, der Schmach überliefern ließ, der meinen Namen, den meiner ganzen Familie an den Pranger brachte! Herr Werth-

mann sei verreist, und sein Prokurist dürfe nicht anders handeln als geschehen, gab man mir zur Antwort, als ich noch einmal flehend in dem Vorzimmer stand, wie ein Schulbube, der um Erlaß der Strafe fleht! . . . Und die Schmach vor meinen Kameraden . . . ausgestoßen, wenn ich nicht eiligst selber ging, dem Kriminalgericht überantwortet! . . . Die Pest über Alle, die herzlos genug sein konnten, um eines Jugendstreichs willen mich für mein ganzes Leben zum Landstreicher, zum Vagabunden zu machen!“

Er griff sich zur Brust, er bog und streckte sich, denn der Ingrimm zog seine Brustmuskeln krampfhaft zusammen. Er rang nach Athem und wieder stürzte er beschwichtigend ein volles Glas hinunter. Dann sank er in tiefes Hinbrüten.

„So wird es gehen,“ murmelte er mit auf die Brust gesunkenem Kinn endlich vor sich, während sein Auge unheimlich aufblitzte. . . . „Joseph, mein Schweizer, ein Hund von Janitscharen, er soll sich heut Abend unter die Posten auf der terra nuova mischen. Ein Schuß alarmirt in dem Dunkel die ganze Postenkette; man knallt hinüber und herüber, ohne zu wissen warum. In der Alarm-Kaserne, ganz in der Nähe glaubt man, wie jeden Abend, an einen Ausfall der Königlichen . . Joseph macht sich aus dem Staube; er bekommt von mir die genaueste Instruktion, deren Zweck er nicht errathen darf und über die ich allerdings mir selbst erst klar werden muß! . . . Gelingt Alles, so ziehe ich noch in der Nacht nach Pontano hinaus, schiffe mich als Freiwilliger an der Spitze eines Trupps mit ein nach Calabrien hinüber und das Uebrige ist mir gleichgiltig, denn sollten sie zu spät noch Hilfe finden, sind wir quitt, Herr Werthmann, und man wird vergeblich nach einem Lubowitz fragen . . . Basta!“

Lubowitz erhob sich, warf dem Kellner seine Zeche auf den Tisch und schritt auf die Straße hinaus, um seinen Plan im Freien fertig zu brüten.

V.

Große Truppenzüge bewegten sich an diesem Tage durch Messina nach dem Faro. Es herrschte in den Straßen das wüsteste Durcheinander; Alles war in eine Staubwolke gehüllt. Betäubend war der Lärm, der Kommando-Ruf, das Gezeter der Treiber, das Geschrei der Esel und Maulthiere, welche die Munition, den dürftigen Proviant und namentlich das unentbehrliche Wasser trugen.

Man wußte in Messina genau, was in Neapel vorging; denn Alles war gegen König Franz mit Ausnahme seiner Kreaturen; Alles konspirirte, fraternisirte mit der Revolution. Selbst die Priesterschaft und ein großer Theil der Armee.

Die Demonstrationen gegen das Königthum wurden in der Hauptstadt Neapel, am Fuße des Throns, angesichts des Königs, seiner Generale und seiner Polizei betrieben. Das comitato nazionale, das Revolutionskomite, war rastlos thätig, die Provinzen aufzuwiegeln. Seine Proklamationen wurden an den Ecken der Straßen und Plätze angeschlagen, die Gendarmen mißhandelt, welche sie entfernen wollten. Die Proklamationen des Königs wurden herabgerissen und mit Füßen getreten.

Im Café di Europa, am Eingang des Toledo, dem königlichen Schloß gegenüber, der eigentlichen Börse der Revolution, drängte sich jeden Abend Kopf an Kopf; man verlas laut und unter stürmischen „evviva“ die „Bolletini“, die Bulletins des Comitato; die Nationalgarden, die Bürger, die Offiziere der im Golf zum Schutz ihrer Angehörigen liegenden fremden Kriegsschiffe,

die höheren Beamten, die Priester, Alles saß, nachdem die Bulletins verlesen, bei der Granita oder Gelata, über die Siege Garibaldi's und die revolutionären Manifestationen der Provinzen sprechend.

Niemand nahm den Namen des Königs mehr in den Mund; man betrachtete ihn, als gar nicht mehr vorhanden, denn er konnte nicht einmal mehr einen neuen Minister finden und die ministerielle Krisis dauerte also fort.

Es ging eben Alles zu Ende. Die ganze Nationalgarde stand auf Seiten der Revolution; sie verlangte, daß man ihr alle festen Plätze in und um Neapel übergebe. Willigte der König ein, so war er ein Gefangener, willigte er nicht ein, so war er verloren. Schlimmer noch war's mit seiner Armee. Dieselbe ging einer vollständigen Demoralisation, ja sogar ihrer Auflösung entgegen.

Sie stand draußen bei Salerno. Rief er sie herein. so gab's ein Blutvergießen und der ganze Pöbel der Stadt, dessen entsetzliche Excesse Neapel durch die berüchtige Camorra schon oft erlebt, warf sich wie eine Heerde von Tigern über die Bevölkerung, um im Namen und an der Hand der Armee Alles zu plündern, denn auch die sicilianischen Truppen hatten sich ja nur der Plünderung, nicht des Königs wegen noch geschlagen Ließ er die Armee draußen, so loderte die Revolution in der Basilicata auf, zu deren Niederhaltung sie dort stand. Dazu kamen massenhafte Desertionen, über welche die Generale dem König täglich die trostlosesten Berichte sandten, während auf den im Golf liegenden königlichen Schiffen offene Meuterei herrschte, denn die Mannschaft ließ die Schiffe nicht aus dem Golf, wenn die Kapitäne mit versiegelten, erst draußen auf offener See zu öffnenden Instruktionen hinaussteuern wollten.

Der König selbst begab sich in seiner Angst an Bord der Schiffe, um die Mannschaft zu beruhigen, aber ohne Erfolg Die Marine steckte zuerst die Fahne

der Empörung auf; sie versagte den Gehorsam. Kein Schiff folgte ihm bekanntlich später nach Gaëta, während von den Landtruppen ihn nur fünfundvierzigtausend Mann, zum großen Theil auch unzuverlässig, begleiteten.

Und Liborio Romano, der Minister, leitete ein unthätiges Ministerium, das für nichts die Verantwortung tragen wollte, nur zum Schein bestehend, während Romano die Revolution organisirte und bewaffnete. Dabei drohte das Gespenst der santa fede, der blutigen Pöbelherrschaft, das Neapel schon mehrmals verwüstet, und in den Provinzen proklamirte sich eine provisorische Regierung nach der andern. Für die sacra real maësta wollte Niemand einen Bajocchо mehr geben!

Endlich kam die Nachricht, daß die nach Terno und Salerno gezogenen Truppen bataillonsweise zu den Insurgenten übergingen, die der Ankunft Garibaldi's harrten, daß nur die drei Fremdenbataillone, die Schweizer, noch aushielten, daß diese aber keine Lust hätten, die Kastanien aus dem Feuer zu holen, seit sich die Freudenbotschaft verbreitete, Garibaldi sei mit mehreren Schiffen bei Mondragone vor dem Golf von Neapel erschienen, er wolle Neapel in den Rücken fallen, während einer seiner Generale das Lager von Salerno angreifen werde.

So entschloß sich Franz II. zu dem letzten demüthigendsten Schritt, zur Flucht. Er ließ die Capi der Nationalgarde kommen; er sagte zu ihnen in spöttischem Ton: „Unser und Euer Freund Garibaldi ist in der Nähe der Hauptstadt; ich überlasse Euch sechs Jägerbataillone zur Aufrechthaltung der Ruhe und gehe nach Gaëta!“

„Il Re parte!“ Der König reist! hieß es in der Stadt. Niemand kümmerte sich darum oder fragte, ob er schon gereist, wann er reisen werde. Man riß, während er sich noch im Palazzo reale befand, seine Wappen herab, zerschlug die steinernen Schilder. Der Erzähler selbst sah Offiziere in königlicher Uniform

diese Schilder hoch am Portal mit der Axt zerschlagen, er war aber auch in der Deutschen Buchhandlung in der dem Palast gegenüber liegenden Foresteria zugegen, als die Königin, bekanntlich Deutsche, am Morgen des Tages ihrer Flucht einen Lakaien sandte und bitten ließ, man möge ihr „recht was Scherzhaftes“ senden — und man sandte ihr Rabener's „Knallerbsen oder du sollst und musst lachen“

Sie allein hatten den Humor in dieser jammervollen Komödie nicht verloren, aber auch nicht die Courage, die sie bald darauf in Gaëta zu zeigen Gelegenheit hatte.

In der Nacht fuhr ein Dampfer, still und unbemerkt, vorüber an der Villa reale durch den Golf. Er trug die „Maësta ecclissata“, die eklipsirte Majestät, hinter die Wälle von Gaëta.

VI.

So weit war's in Messina noch nicht an dem Tage, von welchem die Rede; aber der Diktator beeilte schon den Uebergang. Man drängte ihn von Neapel aus, sich zu sputen, da Alles mit Ungeduld auf ihn warte und sein Marsch nach der Hauptstadt ein einziger Triumphzug sein werde.

Von den wenigen königlichen Schiffen in der Stredda, der Meerenge, war nichts zu fürchten; sie kreuzten Nachts vor dem Eingange und kümmerten sich absichtlich nicht um das, was zwischen den Ufern vorging, und von den Truppen am calabrischen Ufer, die von der Scylla bis Reggio standen, war wenig Kampflust zu erwarten. Es handelte sich somit nach den allnächtlichen Einzelübergängen in Böten nur um Embarkirung der Mannschaften auf den größeren Dampfern, die, dem König abgenommen, vor Messina lagen.

Die Bataillone der Rothhemden wurden also am Ufer zusammengezogen, voran die Jäger: die Alpenjäger mit rothen Blousen und grünen Aufschlägen, das Waldhorn an der Mütze, eine hübsche, verwegene Truppe, die viel besseren, sogar edleren Stoff in sich barg; trotzige sonnverbrannte Gesichter, schöne Gestalten, namentlich unter den Offizieren, deren zum Theil verwilderte Eleganz sie als Söhne guter Familien kennzeichnete. Nur die wohlhabenderen unter ihnen trugen die Büchse, die Offiziere trieben sogar Luxus mit kostbaren Revolvern, Dolchen 2c.

Nicht minder poetisch war das Kostüm der Aetna-Jäger mit wallendem schwarzem Federbusch auf dem

Calabreser, die Offiziere mit dem kurzen, weißen Spahi-Burnus des Generalstabs. Damit aber war die Poesie dieser Truppe erschöpft. Das Gros, zerlumptes Gesindel mit verrosteten Waffen, zerfetzten Blousen, folgte auf dem Marsch zum Ufer hinab, Kanonenfutter für eine disciplinirte, gut geschulte Armee, namentlich die den Schluß der Kolonne bildenden Figli della Libertà, palermitanische Krüppelgestalten in ihren rothen englischen, auf dem Kopf weiß gekreuzten Calico-Mützen, in grauen Jacken und Hosen, baarfüßig, als Waffe zum Theil nur das am Strick um den Leib hängende rostige Bajonnet

Das war die stolze Armee, wenigstens ein Theil von ihr, auf welche die Augen der von ihren Thaten überraschten ganzen Welt gerichtet waren!

In höchster Spannung, jeden einzelnen der vorübermarschirenden Offiziere ängstlich musternd, standen an der Ecke und im Schatten des palazzo reale der Bankier Werthmann und sein Sohn, letzterer den Arm auf dem des Vaters, mit rastlosem Blick die Truppe musternd und traurig den Kopf senkend, als die Kolonne vorüber und der Troß sich ihr nachwälzte.

„Ich fürchte selbst, unser Suchen wird vergebens sein!“ Damit wandte sich Werthmann zu dem bleichen, ganz entmuthigten Knaben, dessen feuchtes Auge theilnahmslos dem Lärm der Transportkolonne zuschaute. „Es wird am besten sein, wir kehren zurück und erwarten unsren Freund, der sicher schon Nachrichten eingezogen. Es wäre unverantwortlich, ihn zu verfehlen. Du siehst, er sprach die Wahrheit, als er uns sagte, die Stadt hier werde sehr bald geräumt sein, und dann ist keine Hoffnung mehr für uns.“

Der Knabe schüttelte traurig den Kopf und schien an den Platz gefesselt. Vor sich niederschauend stand er da.

„Du bist thöricht mit Deinem Mißtrauen gegen diesen Mann,“ fuhr der Vater unmuthig fort. „Wir in

einer Lage, die wirklich eine bedauernswerthe ist, wenn sich nicht Jemand in diesem Gewühl unserer annimmt, wir müssen Gott danken wenn wir noch eine barmherzige Seele finden! Morgen, übermorgen können die Truppen die Stadt schon geräumt haben, und was dann? Sollen, können wir ihnen durch Calabrien nachziehen, und selbst wenn wir alle die Mühsale und Gefahren nicht scheuten, ist die Möglichkeit nur denkbar, auf diesem Marsch durch die Gebirge, immer den Truppen nachziehend, den Gesuchten zu finden? . . . Und wenn nun Gefechte vorfallen, was ja täglich drüben zu erwarten ist, wenn Oskar gar . . ."

Er wagte nicht auszusprechen, was er fürchtete. Ein leichtes Beben in seinem Arm sagte ihm, daß der Knabe ihn verstanden.

„Nein, nein!" rief dieser halblaut „Höre nicht auf mich, Vater! Ich mag ja unvernünftig sein! Thu', was Du für rathsam hältst, und weißt Du kein anderes Mittel, keine andere Hilfe! . . ."

„Andere Hilfe! . . . Wüßt' ich sie! Ich würde ja nichts unversucht lassen! Aber hier hat, wie Du siehst, Niemand auch nur die Zeit, uns anzuhören! . . . Du sahst, wir waren auf Deinen Wunsch drinnen im Hause, um uns dem Gewaltigen, dem Diktator selbst vorzustellen. Man hat es nicht einmal der Mühe werth gehalten, uns anzuhören. Der Diktator sei draußen auf dem Schiff, hieß es; er sei für seine Offiziere nicht einmal zugänglich. Man ließ uns stehen, schob uns endlich mit kaum der nothwendigsten Rücksicht hinaus und da stehen wir wieder auf dem Pflaster!"

„Komm', Vater!" Der Knabe legte den Arm wieder in den seines Vaters und zog ihn mit sich die Hauptstraße hinauf, gegen den Strom der Masse, deren betäubendes Geschrei, Gewirr und Gedränge sie nur mühsam vorwärts kommen ließ.

Der Nachmittag neigte sich bereits zum Abend. Etwa zwanzig Uhr war es bei dem Sicilianer, der seine Stunden nach der Sonne rechnet und mit ihrem Nieder-

gang vierundzwanzig zählt. Und die Sonne sinkt schnell hier; fast ohne dämmernden Uebergang umfängt plötzlich Alles die Dunkelheit.

„Mir graut, Vater, wenn ich an die Nacht denke," sprach der Knabe, während beide schneller dahinschritten, als die Straße sich leerte. „Es ist so unheimlich oben in unserm Quartier; ich fühle gar keine Ermüdung mehr; ich werde deßhalb an Deinem Bette wachen, denn Du bedarfst der Ruhe . . . Vielleicht bringt dieser Mann uns noch günstige Nachricht."

„Gott gebe es! Du aber wirst Dir den Schlummer nicht entziehen. Du wirst krank werden; Du siehst schon jetzt so bleich und abgemattet aus."

„O, fürchte nichts! Ich bin stark genug . . . Aber denke Dir, Vater, wenn uns dieser Herr von Lubowitz im Stiche ließe! So sehr ich mich dagegen sträubte, ihm ganz zu vertrauen, ebenso ängstlich macht mich jetzt der Gedanke, daß er vielleicht durch den Dienst behindert, daß auch er mit fortmarschirt! . . . Es ist zu traurig, hier vielleicht ganz in Oskars Nähe zu sein und ihn dennoch vergeblich zu suchen!"

Werthmann presste eben schnell den Arm des Knaben an sich. Er richtete sich auf; sein Auge haftete an einer Soldatengestalt, die, den Säbel unter dem Arm, das Käppi verwegen zur Seite gerückt, vor der Gasse des croce bianca auf- und niederschritt und in Gedanken versunken sich wenig um die Aquajuoli, die Wasserträger, kümmerte, die neben ihm ihre Esel mit Schläuchen und Fässern beluden.

„Er ist da!" flüsterte der Alte. „Siehst Du, er ist prompt. Wir haben ihn unartigerweise schon auf uns warten lassen."

Der Knabe fuhr zusammen. Sein Antlitz, vom Marsch ein wenig geröthet, entfärbte sich wieder. Die Abneigung gegen diesen Mann schnürte ihm die Brust; er schöpfte tief Athem. Schweigend ließ er sich von dem Vater vorwärts ziehen und unwillkürlich drückte er

den weichen Filzhut tiefer über die Stirn, als Lubowitz, Beide gewahrend, ihnen mit verbindlicher Miene entgegenkam.

Jetzt erst blickte ihm der Knabe mit entschlossenem Ausdruck ins Gesicht, als wolle er auf demselben lesen, was für Nachricht Jener bringe.

Werthmann eilte auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und bat um Verzeihung, daß er ihn habe warten lassen.

„Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen," fuhr er fort, „wir waren im Palais des Diktators. Die Besorgniß, daß auch Sie vielleicht Marschordre erhalten haben könnten, wo wir Alles zur Stadt hinaus ziehen sahen, trieb uns zu diesem Schritt."

Lubowitz' Antlitz verfinsterte sich. Unwillig musterte er Werthmann.

„Sie vergeben es unserer Angst," fuhr dieser bittend fort. „Leider aber wurden wir nicht angenommen, da . . ."

„Ich hatte Sie darauf vorbereitet, daß dergleichen Bemühungen vergeblich sein würden!" Lubowitz schien sehr verdrossen und vermied den Blick Werthmann's.

„Ja, ja! Sie hatten Recht!" sagte dieser verlegen . . . „Aber Sie, Herr von Lubowitz, sind Ihre Nachforschungen von Erfolg gewesen?" Mit Spannung heftete er das Auge auf des Lieutenants Gesicht, das sich erst langsam wieder aufklärte.

„Wenigstens nicht ganz ohne Erfolg," antwortete er, noch nicht ganz versöhnt.

„Sie haben ihn gesehen?" Werthmann legte bebend die Hand auf seinen Arm.

„Das nicht, aber ich habe gehört von ihm."

„Sprechen Sie! Spannen Sie uns nicht auf die Folter!"

Lubowitz ließ seinen Blick über die Beiden gleiten, als sei er erstaunt über die Aufregung, mit welcher Werthmann nach dem Sohn eines Anderen fragte.

„Herr von Lauenthal ist seit einigen Tagen im Stab beschäftigt und das erklärt mir, warum er uns gewöhnlichen, weniger bevorzugten Offizieren nicht näher bekannt geworden!“

„Im Stab! . . . Aber so hätte man uns doch im Hause des Diktators sagen können . . .“

„Das heißt, er verrichtet Adjutantendienste bei einem der Generäle.“

„Und wo ist er? . . . Hier in der Stadt? Ich beschwöre Sie, führen Sie uns zu ihm.“

Lubowitz fixirte den Knaben, der schweigsam und bleich dastand, auch nicht aufzuschauen wagte. Er lächelte über die Ungeduld Werthmann's.

„Um so schwerer,“ sagte er langsam, „ist es für uns, seiuer sofort und gerade in diesem unruhigen Moment habhaft zu werden. Sein Dienst hat ihn, wie ich höre, zum calabrischen Ufer hinüber geführt.“

Der Knabe erschrak heftig und unterdrückte nur mühsam einen Ausruf. Werthmann starrte den Lieutenant erschreckt an.

„Nach Calabrien!“ wiederholte er. „So ist er für uns hier verloren.“

„Keineswegs!“ lächelte Lubowitz. „Er trägt nur Befehle hinüber, und das konnte nur im Dunkel der Nacht geschehen. In einigen Tagen wird er zurück erwartet, vielleicht schon morgen.“

Beide athmeten auf.

„Nachdem ich Sie beruhigt, gestatten Sie mir, Ihnen anzudeuten, daß wir hier beobachtet werden. Es giebt wenig Fremde in der Stadt, und diese werden mit Argwohn betrachtet . . .“ Lubowitz bewegte sich mit ihnen in die Gasse zurück. „Ich habe Ihnen noch mitzutheilen,“ fuhr er hier fort, „daß Sie soeben ein besseres Quartier erhalten. Das Gasthaus hat sich bedeutend geleert; die Truppen werden draußen lagern. Meine Abtheilung wird, wie mir der Colonel melden ließ, zur Deckung des Ueberganges und zum Schutze der Stadt gegen

einen Ausfall aus der Citadelle noch hier zurückbleiben."

„So ist wirklich Gefahr zu besorgen?" fragte Werthmann ängstlich.

Lubowitz lächelte wieder.

„Kaum!" antwortete er. „Aber im Kriege ist das Unwahrscheinliche zuweilen das Wahrscheinlichste. Seien Sie übrigens ohne Furcht! Sollte etwas passiren, so stehen Sie unter meinem Schutz. Sie wohnen freilich der terra nuova, dem neutralen Terrain, ziemlich nahe, aber wie gesagt, sollte etwas geschehen, so sende ich Ihnen meinen Burschen, der ja heute mein Gepäck abgeholt, Sie kennen ihn! Vertrauen Sie sich ihm an, wenn ich verhindert sein sollte, Sie in Sicherheit zu führen."

Werthmann wußte nicht Dank genug für so viel Freundlichkeit. Inzwischen schien Lubowitz unruhig zu werden; er wollte selbst in der engen Gasse nicht mit den Fremden gesehen werden.

„Mein Dienst ruft mich für diesen Abend ab. Ich bedaure, denselben nicht in Ihrer liebenswürdigen Gesellschaft verbringen zu können," sagte er mit einer kurzen Verbeugung. „Hoffentlich gestatten Sie mir morgen, Ihnen angenehme Nachrichten zu bringen."

Dem Knaben war's offenbar erwünscht, als Lubowitz sich höflich verabschiedete. Er schaute ihm lange nach, als er die Straße hinab schritt.

„Seltsam, Vater," sagte er vor sich niederschauend, „das Gesicht dieses Mannes ist mir nicht unbekannt, aber vergebens suche ich in meinem Gedächtniß . . ."

„Lass' das, Kind! Er hat uns frohe Nachricht gebracht," tröstete Werthmann, „und heute zum ersten Mal seit Wochen werde ich mich mit Ruhe schlafen legen . . . Ich fühle wirklich das Bedürfniß . . . Komm', lass' uns in das Gasthaus zurückgehen. Es hat sich heute Nachmittag bedeutend geleert, der Lärm der Soldaten ist ganz verstummt; sie lagern, wie es scheint, alle draußen an der Meerenge und wir werden wenig-

stens die Möglichkeit finden, uns ein erträgliches Lager und ein passables Nachtmahl bereiten zu lassen."

„Wenn nur Oskar drüben kein Unglück widerfährt, Vater! Ich ängstige mich fast noch mehr, seit ich weiß, daß er drüben mitten unter den Feinden ist!"

Beide traten in das croce bianca zurück, in welchem wirklich auffallende Stille eingetreten. Die Rothhemden waren am Nachmittage mit Sack und Pack — wenn sie etwas der Art besaßen — abgezogen. Nur in den langen, halb dunklen Gängen, in welche der schnell sinkende Abend schon seinen Schatten warf, herrschte noch derselbe unvertilgbare Knoblauchsgeruch. Die kleinen schmalen Zimmer mit den geweißten Wänden, die kaum für Bett, Tisch und Stuhl Raum boten, standen geöffnet, wie die Mannschaften sie verlassen; der überall lagernde Schmutz gab wenig Aussicht auf den von Werthmann gehofften Komfort.

Inzwischen trat ihnen der Cameriere, ein schmutziger Bursche mit ungekämmtem Haar und einem Gesicht, das vielleicht noch nie die Seife gesehen, entgegen, um ihnen zu melden, daß der Herr Lieutenant zwei andre Zimmer für sie ausgesucht, die unverzüglich in Stand gesetzt werden sollten, die aber wegen der Unmöglichkeit, die übrigen so schnell in Ordnung zu bringen, getrennt an den beiden Enden des Korridors gelegen.

VII.

Tiefschwarz lag die Nacht über der Meerenge, über der Stadt und der Citadelle. Kein Stern glänzte am Himmel, wie wolkenlos derselbe in dem dunklen Blau des Südens über Land und Meer sich auch ausbreitete.

Die Berghöhen auf beiden Ufern zeichneten sich in düstern Konturen am Firmament ab; das Wasser der Stredda wälzte sich langsam und in düstrem Grau die gewohnte Straße. Kein Licht erhellte das Ufer der Insel, auf dem Tausende von dunklen Gestalten sich im Meeressand bewegten; selbst auf den zahlreichen Fischerbooten, die von Pontano bis zum Faro am Ufer lagen, auf den wenigen Kriegsschiffen, von welchen seit einigen Tagen die Befehle des Diktators ergingen, war's tiefe Nacht, ein selbst für das gewohnte Auge fast undurchdringliches Dunkel. Nur nach der Scylla zu sah man eine Laterne am Schiffsmast schaukeln — ein Zeichen, daß der Kriegsdampfer des Königs wache, oder besser: daß er draußen vor dem Eingang der Stredda liege, damit der Diktator in seinen Uebergangsvorbereitungen nicht gestört werde.

Ganz ebenso schwarz war die Nacht drüben am calabrischen Ufer, in dessen Hintergrund die Berge nur dann und wann von einer Signal-Rakete flüchtig erhellt wurden. Zuweilen zuckte wohl auch ein mattes Licht drüben über den Wällen des Forte di Cavallo auf, in dessen Schein sich dann die Bajonette der Posten spiegelten.

Vom sicilianischen Ufer stießen in kurzen oder längeren Intervallen die Fischerboote ab, dicht bemannt mit Rothhemden, deren Farbe im Dunkel das tiefe Schwarz

annahm. Eine lange Furche im Wasser zurücklassend, verschwanden sie lautlos in der Richtung nach Reggio und unermüdet ward die Einschiffungs-Arbeit am Ufer fortgesetzt. Nur das Knallen der Musketen, das Blitzen der Schüsse aus dem Ufer-Dunkel drüben ließ die Arbeitenden wohl aufhorchen. Dann war wieder Alles still und die Nacht deckte, was Jedermann, selbst drüben am Ufer und im Lager der Königlichen wußte, aber nicht wissen wollte.

Am Ufer nämlich von Calabrien lagerten die königlichen Truppen müßig und träge, gleichgiltig fast, müde des nutzlosen Demonstrirens, und hinter ihnen in den Bergen organisirten des Diktators Offiziere die calabresischen Insurgenten, deren Linie sich durch die revolutionirten Provinzen bis Neapel erstreckte.

Um elf Uhr waren die zum nächtlichen Sbarco bestimmten Boote abgelassen und ungefährdet gelandet, als plötzlich von der terra nuova einzelne Schüsse fielen, die alsbald in ein heftiges, scheinbar planlos unterhaltenes Gewehrfeuer übergingen.

Man lauschte am Ufer. Der Kommandoruf ertönte. Wuchtige Pferdehufe jagten durch den Sand, an den beiden Fischerdörfern vorüber zur Stadt und funkensprühend die Stradda Ferdinanda hinauf, in welcher schon ein wüstes Durcheinander herrschte.

Hunderte von heiseren Stimmen schrieen in der Straße nach Licht. In der tiefen Dunkelheit rannte Einer den Andern über den Haufen. Das Schreien und Fluchen ward ärger und wilder in demselben Maße, in welchem das Gewehrknattern vor der Citadelle ein schnelleres und wilderes Tempo annahm.

Nur allmälig brachten die verschlafenen Bewohner der Straße einzelne Lichter auf die Balkone, welche die sich erhebende scharfe Meeresbrise wieder löschte.

Inzwischen mischte sich der schwere Tritt marschirender Abtheilungen mit dumpfem Dröhnen in das Geschrei und das Aufschlagen der hin- und hersprengenden Ordonnanz-Pferde.

Am ärgsten ging's in und vor der, dem piano nahe liegenden Alarm-Kaserne zu. Die noch wenig geschulten Soldaten griffen schlaftrunken zu ihren Gewehren; trotz dem Kommando gelang aber keine Formirung und rottenweise eilten sie, die Gewehre auf der Schulter, dem bedrohten Posten vor der Citadelle zu Hilfe.

Ein Ausfall der Königlichen! Eine Ueberrumpelung der Stadt! hieß es allgemein, und diese konnten die Stadt besetzt haben, ehe der Ragazzi vom Faro in der Finsterniß zurück zu dirigiren war.

„Vorwärts! Vorwärts!" schrieen die Offiziere ihren lückenhaften Zügen zu, aber Alle rannten durcheinander. Die zunächst wohnenden Familien flohen schreiend aus ihren Häusern, mit sich schleppend, was ihnen am theuersten, ihre Kinder im Arm, die Weiber mit fliegenden Haaren, ihre Kleider über die Schultern geworfen, die Männer rathlos in die Dunkelheit hineinstürzend.

*

* *

Werthmann lag im tiefsten Schlummer nach überstandener Seekrankheit, den Beschwerlichkeiten der Reise und den Gemüthsaufregungen des Tages. Er hörte wohl den Lärm in der Hauptstraße, der gedämpft in die Gasse und über die hohen Dächer drang, aber er erwachte nicht vollends, denn ihm summte noch der Kommandoruf des Schiffskapitäns, das Arbeiten der Dampfmaschine und das Knarren der Schiffsrippen in den Ohren.

Die größte Zufriedenheit hatte, als er sich schlafen legte, sein so beunruhigtes Herz umfangen. Der Zweck seiner Reise war erreicht; der so schmerzensvoll Gesuchte war gefunden; man hatte wenigstens sichere Botschaft von ihm und das Bewußtsein hatte ihm selbst den

herben sauren Wein munden lassen, mit dem man ihn im Gasthaus am Abend bewirthet.

So im tiefsten Schlaf, erwachte er jählings, heftig am Arm gerüttelt. Mit einem Schreckenslaut öffnete er die Augen und starrte in ein rothbärtiges Gesicht, das sich im Dunkel dicht über ihn gebeugt.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ schrie er sich im Bette aufrichtend, mit weit aufgerissenen Augen, einen Räuber vor sich glaubend, da er über die Sicherheit der sicilianischen Insel niemals viel Schmeichelhaftes gelesen.

„Mein Lieutenant schickt mich!“ antwortete ihm eine Stimme im Schweizer Dialekt, während vor seinen Augen ein Zündholz aufflammte, dessen grelles Licht ihn blendete. „Die Königlichen machen einen Ausfall aus der Citadelle, die ganze Bevölkerung ist auf der Flucht; ich soll Sie in Sicherheit bringen . . . Machen Sie schnell, es ist keine Zeit zu verlieren!“

Mit einem ächzenden Laut sprang Werthmann trotz seinen altersschwachen Gliedern aus dem Bett.

„Ein Ausfall! Die Bevölkerung auf der Flucht! Und das muß gerade heute passiren!“ jammerte er, seine Kleider ergreifend und in diese hineinfahrend . . . „Aber wo ist mein Kind! Eilen Sie zu ihm! Erst mein Kind, ich beschwöre sie! . . . Ich will selbst . . .“

Werthmann stürzte zur Thür.

„Ist schon in Sicherheit! Der Lieutenant schickte mich zu Ihnen, während er Ihren Sohn weckte. Er sagte mir, er werde mit ihm an der nächsten Ecke auf Sie warten. Sputen Sie sich; er ist schon zum Hause hinaus.“ Damit hielt er den Alten von der Thür zurück und reichte ihm seinen Reiserock.

„Mein Kind fort! Allein . . . und ohne mich!“ stöhnte Werthmann in steigender Angst.

„Es war nicht anders zu machen! Eilen Sie! Man schließt sonst das Haus und wir sind eingesperrt!“

„Eingesperrt! Und hier in so unmittelbarer Nähe!

Es war eine Thorheit, uns hier . . . Ich will mich erst überzeugen, ob mein Kind fort . . .“

„So bleiben Sie und ich gehe! Ich sage Ihnen, der junge Herr wartet drunten an der Ecke mit dem Lieutenant!“

Halb fortgerissen ließ sich Werthmann, seine Effekten, sogar seine kleine Reise-Kassette hinter dem Kopfkissen vergessend, über den Gang, die Treppe hinaufschleppen. „Großer Gott, wo aber sollen wir ihn finden in diesem Getümmel!“ rief er verzweifelnd, als er mit dem Schweizer zum Hause hinaustrat und die Fliehenden schreiend an der Gasse vorübereilen hörte.

Der Schweizer packte ihn am Arm; er riß ihn dem Strom der Flüchtlinge gerade entgegen, immer vorwärts, bis er hinter einem Wust in der Dunkelheit auf einander gefahrener Karren plötzlich von Werthmanns Seite gezogen wurde.

Jammernd stand der alte Mann da. Er schrie nach dem Schweizer, vergebens! Der Lärm überstimmte ihn. Das Gewehrknattern begann von Neuem und so in seiner Nähe, daß er in der Schußlinie zu sein glaubte, und sich ängstlich unter den Karren duckte.

„Mein Kind, mein Kind! Gott im Himmel, wo ist mein Kind?“ jammerte er, sich aufrichtend. „Man hat uns von einander gerissen! . . . Ich will zurück! . . . Aber wohin in diesem Wirrwarr, in dieser Dunkelheit . . . Mein Gott, ich weiß nicht mehr, aus welcher Richtung ich gekommen bin!“

Wieder schrie er nach dem Schweizer. Er tastete mit den Händen umher, um ihn zu suchen . . . Da plötzlich wurden von dem Strom der Flüchtlinge die Karren aus einander gerissen und in Bewegung gesetzt. Werthmann sank, umgerissen, das Gleichgewicht verlierend, unfähig, sich aufrecht zu erhalten, auf das Pflaster und an ihm vorbei, über ihn hinweg wälzte sich die Flucht und heftiger ward das Knattern der Gewehre.

VIII.

Inzwischen stand der Schweizer schon vor der Thür des Knaben, drei heftige Schläge gegen die nur mühsam im Schloß hängende Thür führend, die durch das ausgestorbene Haus dröhnten, dann die Thür gewaltsam aufreißend.

Er stieß auf den Knaben, der angekleidet auf seinem Lager gelegen, durch den Straßenlärm und das Schießen bereits geweckt, noch traumverwirrt gelauscht, dann durch die Schläge an der Thür zu vollem Bewußtsein gekommen und aufgesprungen war.

Der Schweizer ergriff ihn am Arm und sagte ihm in größter Hast, was er dem Vater kurz vorher gemeldet.

„Wo ist mein Vater!“ sagte der Knabe, die Stimme erkennend und in der Dunkelheit nach seinem Hut tastend.

„Schon drunten! Mein Lieutenant hat ihn bereits hinabgeführt und mich beauftragt, Sie zu wecken. Sie erwarten uns unten an der Ecke!“

„Ich muß sehen, selbst sehen!“ rief der Knabe entschlossen, sprang zur Thür und war im Gang, ehe der Schweizer ihn noch finden konnte. „Führen Sie mich zu seinem Zimmer!“ rief er diesem zu, sich im Dunkel an der Wand entlang fühlend.

Der Schweizer machte Licht. Beim unsichern Schein des Zündhölzchens traten beide in das kleine Gemach.

„Er ist fort! . . . So führen Sie mich ihm nach! . . . . Wie unvorsichtig von ihm, mich zurückzulassen!“

„Es war keine Zeit mehr zu verlieren!“ antwortete der Schweizer barsch. „Hier ist die Stiege, vorwärts! Sie hören das Schießen! Sie können jeden Augenblick uns in der Hauptstraße den Weg abschneiden, und ich bin meinem Lieutenant für Ihre Sicherheit verantwortlich “

Die Derbheit des Schweizers wirkte bestimmend auf das Mißtrauen des Knaben. Ohne ein Wort eilte er ihm nach die Treppe hinab, Niemand begegnete auch ihnen. Die Stille im Hause überzeugte ihn, daß schon Alles geflohen sein müßte und jagte auch ihn hinaus.

Noch war der Strom der Flüchtigen im Gange; das Gewehrknattern, nicht mehr ganz so heftig, dauerte fort. Die wenigen Lichter auf den Balkonen waren im Stich gelassen und erloschen, die Finsterniß war dieselbe.

Der Schweizer hielt einen Moment an der Ecke der Hauptstraße inne, als suche er.

„Sie sind schon fort! Sie konnten in dem Getümmel nicht stehen bleiben. Sie werden uns dort unten erwarten, wo es stiller ist. Kommen Sie!“

Damit fasste er den Knaben fest am Arm und dieser, in der Volksfluth jeden Widerstand aufgebend, folgte ihm gehorsam, sich an ihn drängend, um den Führer nicht zu verlieren.

Der Schweizer hatte diesmal die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, beide trieben mit dem Strom.

„Er wird schon in Sicherheit sein!“ Athemschöpfend blieb der Schweizer stehend und schaute suchend umher. Beide befanden sich am Sockel der vom Volk herabgenommenen Statue Ferdinands.

Einzelne Windlichter auf den Balkonen warfen hier einen matten Schein über die Straße. Kopfschüttelnd setzte sich der Schweizer wieder in Bewegung „Ihr Vater wird schon an Ort und Stelle sein,“ sagte er, die Hand auf den Arm des Knaben legend. „Der Lieutenant hat mir den Palazzo da drüben auf der Höhe als Rückzugspunkt genannt, wenn wir uns in dem

Gewühl verfehlen sollten. Kommen Sie! Wir sind dort sicher."

Mißtrauisch blickte ihn jetzt der von der schnellen Flucht halb erschöpfte Knabe an und schien nicht mehr Willens, weiter zu folgen.

„Ziehen Sie es vor, hier stehen zu bleiben? Ich habe Ihnen gesagt, daß der Lieutenant mich für Ihre Sicherheit verantwortlich gemacht!" Des Schweizers Ton war derber noch, als vorhin. „Ich habe keine Zeit mehr! Wir werden auch die Muskete nehmen und vorgehen müssen. Der Dienst ruft mich. Also vorwärts!"

Wieder ließ der Knabe sich fortziehen. Die noch immer andauernde Flucht bestimmte ihn. Der Schweizer bog hinter der Villa reale in eine Gasse ein und stieg mit ihm aufwärts.

„Sehen Sie das Licht dort?" Er zeigte auf ein großes, alterthümliches Gebäude, dessen Fenster erhellt waren. „Dort wird ihr Vater schon untergebracht sein; es ist eins der vornehmsten Häuser, gehört einem königlich gesinnten Marquese, der davongegangen. So lange, bis wir die Realisten wieder in ihr steinernes Mauseloch zurückgejagt haben, werden Sie dort so sicher wie in Abrahams Schooß sein. Der Lieutenannt scheint's sehr gut mit Ihnen zu meinen."

Schweigend und zögernd folgte der Knabe. Es wirkte beruhigend auf ihn, dem Getümmel der Flucht entrissen zu sein; die Sehnsucht, mit dem Vater wieder vereint zu werden, zog ihn vorwärts und das vornehme Gebäude, die Erleuchtung der Zimmer, endlich der Gedanke, der Citadelle ferner zu sein, gab ihm wieder Vertrauen.

Eben stand er mit seinem Führer vor dem geöffneten hohen Gitterthor, das, von einigen schattigen Pinien überragt, in den Hof des Palazzo führte. Zertretenes Stroh, einige Brandstätten auf dem Pflaster des Hofes, unordentlich zusammengesetzte Gewehre deuteten an, daß

hier ein Posten lag, und diese Ueberzeugung machte ihn sicher.

„Droben werden wir ihn finden; er ist schon angelangt; ich seh's an dem Licht Nur vorwärts!“ rief der Schweizer, der sehr beeilt schien, im Kommandoton und schob ihn in den Hof. „Meine Kameraden sind schon angetreten!“ setzte er hinzu.

Etwas unheimlich hallten freilich die Tritte in dem halbdunklen Hofe auf dem Pflaster, indeß der Palast war bewohnt, das tröstete, wenn auch die mit einer Staubkruste bedeckten, zum Theil verstümmelten grauen Sandstein-Statuen so warnend von ihren Sockeln schauten.

Der Schweizer stieg die niedre Freitreppe hinan, er stieß die Hausthür auf. Beide traten in einen weiten dunklen Flur, den eine im Luftzug schwankende Laterne matt erhellte.

In Sand- und Marmelstein gehauene Wappen an den Wänden machten einen feudalen Eindruck; eine im Hintergrunde an der Wand hängende Schiffs-Galion, das Brustbild eines zähnefletschenden Mohren, der einen Beutel in der Hand trug, erinnerte an die Rolle, welche die Familie des Besitzers einst in Venedig gespielt; der Humor der Ragazzi aber hatte dem Mohren einen großen, befiederten, neapolitanischen Generalshut aufgesetzt und unterhalb desselben kennzeichnete ausgebreitetes, zertretenes Stroh das Nachtlager des Postens.

Ein auf demselben mit gekreuzten Beinen dasitzender Soldat schien den Wachtdienst zu haben. Sein Gewehr lehnte an der Wand, während er eine lange, in Scheiben geschnittene Gurke speiste.

Der Schweizer rief ihn an und fragte in schlechtem, mit den heimischen Gutturallauten gesprochenem Italienisch, ob der Lieutenant oben sei.

Die Wache nickte bejahend. Ein Stein fiel vom Herzen des Knaben. Muthiger eilte er dem Schweizer nach, die breite Steintreppe hinan.

Ein Gewirr von Stimmen drang durch die hohen, mit in Holz geschnitzten Wappen gekrönten Thüren; ein penetranter Geruch kam ihm im Korridor entgegen. Der Schweizer winkte ihm schweigend und schritt den letzteren entlang in das Dunkel des Hintergrundes.

Der Lärm der rauhen Stimmen blieb hinter ihnen. Der Schall der Doppeltritte dröhnte und jagte dem Knaben wieder Angst in's Herz. Langsamer folgte er. Der Schweizer war ihm vorausgeeilt und öffnete den Flügel der den Korridor schließenden Thür, aus welcher der Lichtschein eines massiven Lustre herausdrang.

„Ich bitte einzutreten!“ rief er dem Knaben entgegen.

Dieser blickte in einen reich, aber sehr antik möblirten Salon. Schwere spanische Gobelins, verschossen und vergilbt, deckten die Wände; das Licht eines massiven venetianischen Lüstre warf die Schatten seiner Arme radienförmig über die kaum noch in ihren Conturen erkennbaren Wandgebilde. Die Fauteuils und Sophas, mit graugelbem Damast überzogen, alle mit Wappenschnitzerei, setzten ihre derben Füße auf einen verschossenen Teppich und die Vorhänge der hohen Fenster waren dermaßen von der Zeit mitgenommen, so von Staub bedeckt, daß sie wie graues Sackleinen herabhingen.

Zaudernd stand der Knabe auf der Schwelle, den Hut in der Hand, das dunkle Lockenhaar von der Eile der Flucht um die erhitzte Stirn hängend. Mit bangem Herzklopfen blickte er in den Salon. Er war leer; nur einige alte kurzgeschorene Ritterköpfe schauten ihn, über ihre Harnische hinweg, aus den schwarz gewordenen Barockrahmen von den Wänden an.

„Lassen Sie mich nicht allein!“ rief er sich zurückwendend, dem Schweizer zu, und tastete ängstlich mit der Hand hinter sich. Die schwere Thür aber fiel in dem Moment bereits hinter ihm zu. Er stand da, verwirrt, von banger Ahnung erfasst, Verrath fürchtend, bleich und zitternd.

Hastig griff er nach dem Thürschloß, um seinem Führer nachzueilen, ihm fehlte aber die Kraft, die schwere Klinke niederzudrücken, denn seine Hand zitterte. Der Angstschweiß drang ihm bei seiner Anstrengung auf die Stirm.

Da hörte er wieder das rauhe Stimmengewirr, das ihm auf dem Korridor entgegen gedrungen. Er lauschte. Es kam von drüben, vom anstoßenden Zimmer. Mochte dort sein, wer da wollte; die Einsamkeit war ihm entsetzlich; es war ihm, als drehe sich der Kronleuchter vor seinen Augen, als spännen die Schatten seiner Arme einen Käfig, ein Gefängniß um ihn.

Entschlossen trat er vor. Dort drüben links die hohe Thür musste ihn wenigstens zu Menschen führen. Er stand im Saal. Er lauschte noch einmal, um wo möglich die Stimmen zu unterscheiden. War der Vater hier im Hause, so musste er ja drüben sein; er konnte erst kurz vor ihm eingetroffen sein und wenn nicht, so konnte er ihn drüben erwarten.

Da war's ihm, als rausche einer der schweren Vorhänge; er vernahm dumpfe Schritte hinter sich auf dem Teppich. Ueberzeugt, daß sein Vater eingetreten, daß er sofort dessen Stimme hören werde, einen Freudenlaut auf den Lippen, wandte er sich zurück.

Lubowitz stand da inmitten des Saales, das Käppi vom Scheitel nehmend, auf einen der Sessel werfend, sich wie zerstreut mit der Hand über die Stirn fahrend und sich mit dem Taschentuch die erhitzte Stirn trocknend, ohne des Knaben zu achten.

„Wo ist mein Vater!“ rief der Knabe, einen Schritt zu ihm thuend. „Ich beschwöre Sie, wo ist er?“

Lubowitz schob mit der einen Hand das Tuch in seine Blouse zurück, drehte mit der andern nach seiner Gewohnheit den Zipfel seines Schnurrbarts und verbeugte sich nachlässig, aber mit lauerndem Blick vor dem Fragenden, dessen Auge in höchster Spannung an ihm hing.

„Ihr Vater?“ fragte er langsam und mit einem Lächeln, das beruhigen sollte, aber den Knaben an allen Gliedern zittern machte. „Ihr Vater? . . . Ist er nicht mit Ihnen gekommen?“

Der Knabe stand wie versteinert da. Sein Antlitz war leichenblaß, der Hut entsank seiner herabhängenden Hand, die Lippen bebten lautlos. Mehr als diese Antwort erschreckte ihn der Ton des Mannes.

„Ich bitte, nehmen Sie Platz; Sie werden ermüdet sein. Leider ist es mir nicht gestattet, Ihnen hier mit einer Erfrischung zu dienen!“ sagte er, von der Seelenangst des Knaben keine Notiz nehmend.

Lubowitz deutete dabei auf einen Sessel, während er dem Knaben sich langsam näherte.

„Ich bitte, mir zu sagen, wo mein Vater ist!“ rief dieser, seinem Schrecken mit Mühe die wenigen Worte abringend.

„Ich gebe Ihnen meine Versicherung: Ich weiß es nicht! Man wird ihn vergessen haben, als man Sie abholte, und im Grunde würde er hier sehr überflüssig sein . . . Beruhigen Sie sich inzwischen, es wird ihm nichts Böses widerfahren können, und hat er seine Wohnung verlassen, so wird er sicher dahin zurückgekehrt sein.“

Der Knabe hörte den Mann, der ihnen mit so großer Dienstfertigkeit entgegengekommen, in einem Tone sprechen, er sah ihn mit einer Miene vor sich stehen, die ihm das Blut erstarren machte.

„So lassen Sie mich zu ihm zurückführen, Herr von Lubowitz! Er wird um mich in großer Besorgniß sein! Ich bitte Sie, lassen Sie mich zu ihm!“

Lubowitz blickte ihn, die Wimpern zusammenkneifend, an. Er kreuzte die Arme über die Brust, lehnte sich an den Tisch und musterte den Knaben mit malitiösem Behagen.

„Es steht Ihnen nichts entgegen, den Herrn Papa morgen aufzusuchen,“ sagte er, sich an der Angst des

Knaben weidend. „Für die Nacht werden Sie mit meiner Gastfreundschaft fürlieb nehmen müssen, denn die Truppen haben inzwischen alle Straßen gesperrt.“

Der Knabe stand wie eine Bildsäule, todtenbleich, regungslos.

„Sie werden auch dieses Quartier hier bequemer finden, als jenes, das ich Ihnen heute Morgen offeriren zu können in der Lage war,“ setzte er in demselben Tone hinzu. „Sie scheinen überrascht durch mein Anerbieten, aber mein Gott, im Kriege macht man nicht viel Umstände .... Nehmen Sie Platz, denn Sie werden erschöpft sein. Sie sehen, auch ich habe keinen schlechten Tausch mit meinem Quartier gemacht. Die Ragazzi drüben sind zwar ein wenig lärmend, denn sie haben einen Weinkeller im Hause entdeckt und werden vielleicht die ganze Nacht hindurch keine Ruhe geben, aber dieser andere Theil des Palazzo wird Ihnen ganz behaglich sein. Morgen früh lasse ich Sie zu dem Papa zurück eskortiren.“

Des Knaben Arme hoben sich. Er legte beide Hände vor das Antlitz. Dann plötzlich starrte er wieder auf. Sein Auge sprühte, seine Brust hob, seine Hände ballten sich

„Was ist Ihre Absicht mit mir, Herr von Lubowitz?“ rief er sich aufrichteud und in drohender Haltung. „Wie konnten Sie es wagen, was konnte Sie bestimmen, als Mann von Ehre mit einem Fremden und Hilflosen ein solches Spiel zu treiben!“

Lubowitz lachte höhnisch. Er trat einen Schritt vor; der Knabe wich, die Arme vorstreckend, zurück.

„Was mich bestimmen konnte, mich, einen Mann von Ehre? ... Wir sind unter uns; ich habe auch gar nicht die Absicht, Ihnen zu verschweigen, was mich bestimmte, Sie hierher führen zu lassen ... Sie nennen mich einen Mann von Ehre und ich danke Ihnen für das Kompliment. Meine Ehre aber ist daheim im Vaterland mit Füßen getreten worden, an den Pranger

geschlagen, sie kann also hier nicht mehr meine Rathgeberin sein. Sie selbst, Fräulein Werthmann, sind im Begriff, sich zu überzeugen, welch ein gebrechlich Ding die Ehre ist!“

Mit teuflischem Spott schaute er den Knaben an, der, als er sein Geschlecht erkannt sah, zurückwankte und, um sich aufrecht zu erhalten, die Hand auf die Lehne des Sessels stützte.

Seit das Geheimniß enthüllt, lagen auch die Motive von Lubowitz' Handlungsweise klar zu Tage.

„Glauben Sie nicht, mein Fräulein,“ fuhr dieser fort, „ich wolle Sie dafür strafen, daß Sie es wagen konnten in der thörichten Hoffnung unerkannt zu bleiben, hier an diesem Ufer aufzutreten, das von jedem Weib geflohen werden sollte, wenn ihm seine Ehre lieb ist. Ich erkannte in dem hübschen Knaben schon heute Morgen dasselbe Fräulein Werthmann, das ich daheim im Theater so oft bewundert, ohne mich ihr nähern zu können. Ich erkannte auch den Herrn Papa, mit dem ich eine Rechnung abzuschließen habe — fragen Sie nicht, welche — Ihren Papa, den mir das Schicksal so wunderbar in die Arme führen musste, und dieses Schicksal würde mich einen Narren heißen, wenn ich nicht von seiner Gunst Gebrauch machen, Sie nicht so lange als Gast behalten wollte, bis ich das Maß der Artigkeit erschöpft, die ich so viel Schönheit und Anmuth schuldig bin.“

Nicht der Knabe mehr — das Mädchen stand vor Lubowitz, das seiner falschen Rolle bewußt, instinktmäßig sich von diesem Mann fern zu halten gesucht, um nicht in irgend einem unbewachten Moment sich selbst vor ihm zu verrathen; das Mädchen, das trotz aller Vorsicht in seine Maske zu viel Vertrauen gesetzt, sich erkannt sah und jetzt vor einem Manne stand, wie es schien, rettungslos einem Abenteurer preisgegeben war, der sich selbst für ehrlos erklärte! Ernestine Werthmann, die sich sicher geglaubt,

als man auf dem Schiff, wo sie sich den ganzen Tag hindurch in die Kajüte zurückziehen konnte, ihr Geschlecht nicht errathen, hatte sich mit all ihren Mißtrauen gegen diesen Mann von ihm in die Falle locken lassen und das blinde Vertrauen des Vaters in seine Dienstfertigkeit hatte sie dem Verderben überliefert.

Noch mehr: dieser Mann gestand ihr, er habe mit ihrem ahnungslosen Vater eine Rechnung abzuschließen! Sie las auf seinem Gesicht, daß er den Verlust seiner Ehre, an dem der Vater, Gott weiß wie, schuld sein sollte, mit dem Preis der ihrigen sich bezahlt machen wollte, und sie war in seiner Hand! Dann hörte sie drüben auch noch immer die heiseren Stimmen, die lachend, zankend und fluchend in allen Sprachen durch einander schrieen . . . Dort drüben war für sie ebenso sicheres Verderben wie hier, eine Flucht unmöglich! Sie befand sich im tiefsten und wildesten Kriegsgetümmel, unter einer Armee, die sich aus Abenteurern, Vagabunden und Landsknechten der ganzen Welt rekrutirt — sie ein Mädchen, fremd- und anhaltslos, dem der einzige Schutz, der Vater, durch einen Bubenstreich von der Seite gerissen worden! . . .

„Sie sind überrascht, Fräulein Werthmann," fuhr Lubowitz im alten Tone fort, während er das Mädchen dreister, sicherer, seines Triumphes bewußt, betrachtete, ihre Leichenbläße mit Zufriedenheit gewahrte und ihre Kleidung lächelnd musterte. „Ich war es ebenfalls! Ich konnte unmöglich im ersten Augenblick unseres Begegnens hier ahnen, daß diese unscheinbare, schlichte Knabenkleidung dieselben Reize umschließe, die ich und meine Freunde daheim so oft bewunderten, wenn ich Sie auf die Logenbrüstung des Theaters hingelehnt sah und den Glücklichen beneidete, dem Ihre Augen zulächelten, denselben, der zu meinem Erstaunen nach *meinem* Schiffbruch ebenfalls in die Lage kommen sollte, sein kostbares Leben hier für eine Sache in die Schanze zu schlagen, die uns Beide nichts angeht. Aber er war

auch jetzt noch glücklicher als ich, denn was ihn auch von Ihrer Seite fortgetrieben haben mag — und vielleicht waren Sie dies selbst! — Sie eilten ihm wenigstens hierher nach, Sie suchten ihn; ich las die Sehnsucht nach ihm in Ihren Augen, während ich mir erst den Kopf zerbrechen musste über eine List, die mich durch Herrn Werthmann's schöne Tochter für den Verlust meiner Stellung in der Gesellschaft entschädigen sollte . . ."

„Was hat Ihnen mein armer, unglücklicher Vater gethan!" hörte er die Stimme des Mädchens, gepresst und dumpf. „Nennen Sie den Preis, und hat er, der Niemandem Böses will, Sie ohne sein Wissen und Wollen — er kannte Sie ja nicht einmal, wie Sie sahen! — beleidigt, so wird ihm kein Opfer zu hoch sein, um Sie zu entschädigen!"

Ernestine Werthmann richtete sich mühsam wieder auf. Der Gedanke, diesen Mann zu versöhnen, gab ihr einen Hoffnungsschimmer zurück. Sie wagte es, ihn anzublicken, aber zitternd senkte sie das Auge vor dem seinigen.

„Dieser Preis? . . . Sie kennen, Sie errathen ihn, mein Fräulein!" antwortete er galant mit kalter Verbeugung. „Sie wissen, eine Ehre ist der andern werth und also auch das Gegentheil!"

Das Mädchen senkte vernichtet das Antlitz.

„Herr von Lauenthal wird furchtbar rächen, was Sie seiner Braut zuzufügen gewagt!" rief sie mit drohender Geberde, ohne aufzuschauen.

„Herr von Lauenthal! . . . Freilich, könnte er das, ich würde ihm Rede stehen und mit Vergnügen, denn selbst die Rücksicht für ihn würde mich nicht anders bestimmen . . . Der arme Lauenthal ist aber schon bei Milazzo gefallen; er ist todt!"

Das Mädchen starrte ihn geisterhaft, mit gläsernem Auge an; ihre beiden Hände klammerten sich krampfhaft an die Lehne des Sessels. Sie schwankte.

„Todt!" wiederholte sie, das Haupt senkend, mit fast gebrochener Stimme.

„Wie ich sagte. Aus Rücksicht verschwieg ich Ihnen dies. Sie sehen, ich bin nicht so grausam . . .“

Lubowitz sprang plötzlich herzu. Ernestine Werthmann hatte dieser Schlag so zerschmettert, daß sie zusammensank. Lubowitz fing sie in seinem Arm auf.

„Eine Ohnmacht!“ rief er halblaut, sie aufhebend und ihr in das leichenblasse Gesicht schauend, dann umherblickend, als suche er Hilfe, ohne diese wirklich zu begehren.

„In Ermangelung einer Kammerfrau werde ich selbst die Dienste derselben übernehmen müssen. Laß' sehen, schönes Kind, ob ich nicht allzu ungeschickt bin!“

Er wollte sie auf seine Arme nehmen und sie zum nächsten Sopha tragen; aber der Ekel vor dieser Berührung rief die betäubten Lebensgeister des Mädchens wieder wach. Mit einer gewaltsamen Anstrengung entwand sie sich seinem Arm; sie stieß ihn mit beiden Händen vor die Brust, doch machtlos gegen die Jugendkraft des Lieutenants taumelte sie zurück und klammerte sich wieder an den Sessel, um sich aufrecht zu erhalten, denn Flucht war jetzt ihr Gedanke, die Flucht, gleichviel wohin.

Lubowitz war wenigstens überrascht und bedurfte einiger Sammlung.

„Bei Gott, keine üble Parade!“ murmelte er satirisch lachend, des Mädchens Bewegungen verfolgend, das plötzlich hoch aufhorchte und sich mit blitzendem Auge in die Höhe richtete.

Von drüben aus dem Nebengemach, in welchem es vorübergehend stiller gewesen, schallte wieder lautes Gelächter, ein evviva und Gläserklirren, das Rollen der Würfel auf den Tischen.

Eine Sekunde lang lauschte sie, während er ihr boshaft zuschaute, dann sprang sie zur Thür, preßte beide Hände auf das Schloß derselben stieß mit der Vehemenz der Verzweiflung den schweren Flügel auf und sprang hinaus.

IX.

Drüben sah sie sich in dem weiten, halb dunklen, von roth brennenden Unschlittlichtern mühsam beleuchteten Raum vor einigen Gruppen von etwa dreißig Rothhemden, vom Wein erhitzten, bärtigen, abenteuerlichen Gesichtern, die knöchelnd um die Tische saßen.

„Cospetto di Baccho!“ rief einer derselben, den seinem Nachbar über die ausgestreckten Beine springenden Knaben beim Arm ergreifend, „woher kommt denn das Bürschchen da, ein Ragazzo, dem noch kein Flaum auf der Lippe gewachsen!“

„Gnade! Helft mir . . . Lasst mich los!“ rief das Mädchen in gebrochenem Italienisch. „Ich bin verloren!“

„Verloren? Oho! Und Du kommst aus des Lieutenants Zimmer! . . . Lass' sehen, was Du getrieben hast!“ rief ein Anderer mit einem Gesicht, um das die Kriminalgesetze sich schon bekümmert haben mussten, aufspringend, das Mädchen am anderen Arm erfassend und mit der Hand nach der Brusttasche desselben greifend.

Noch ein Dritter erhob sich, sehend, daß seine beiden Kameraden einen Fang zu machen im Begriff. Man zerrte an dem Mädchen, das sich vergeblich ihren Fäusten zu entwinden bemühte; man riß ihr den Rock vom Leibe, die Weste . . .

„Madre di Dio, ein wundervolles Mädchen!“ schrie einer der Strolche auf, der so glücklich gewesen, unter

der Cravatte des Gefangenen ein von Brillanten blitzendes goldenes Medaillon zu gewahren und ihm dies vom Halse reißen wollte. „Ecco, ecco, welch schönes Mädchen!“ Damit suchte er sie den Andern zu entreißen, indem er sie um den Leib packte und mit einem Ruck das kostbare Medaillon ihr von der Brust riß.

Ein wildes Durcheinander. Alles umringte lachend das Mädchen.

Lubowitz's Gestalt war inzwischen in der Thür erschienen. Kaltblütig schaute er der brutalen Scene zu, schadenfroh hörte er das Jammern und Hilferufen des Mädchens.

„Der Kommandant!“ rief einer der Strolche den Andern, ihn gewahrend, erschreckt zu, und wirklich machte man Miene, das Mädchen fahren zu lassen, das sich vergeblich flehend unter den Händen der Banditen wand.

„Sie ist Euer! Nehmt sie hin!“ erschallte jetzt des Lieutenants Stimme. Er zog sich zurück, die Thür hinter sich zuschlagend.

Ein Jubel dröhnte durch den ganzen Saal. Dreißig halb oder ganz trunkene Kerle umringten wieder, die Würfel und Flaschen im Stich lassend, das Mädchen, während einige von ihnen dem Kameraden das Medaillon abzujagen suchten, das dieser mit dem gezogenen Messer vertheidigte, Andere in den dem Mädchen abgenommenen Kleidern nach Beute suchten.

Es war eine Höllenscene, diese Rothhemden, mit blutunterlaufenen Augen, gierigen Gesichtern, wie sie das vor Angst halbtodte Mädchen umdrängten und in bestialischer Weise ihre Freude über diesen Fang ausließen.

Da drang eine Donnerstimme plötzlich aus dem weiten dunklen Hintergrunde. Niemand hörte sie. Noch einmal dröhnte sie durch den Saal. Der Jubel der Rothhemden überstimmte sie.

Jetzt fiel ein Schuß, offenbar in die Luft abgefeuert, denn die antiken Kristallprismen des in der Mitte des

Saales hängenden schweren Lüstres flogen in glitzernden Stücken gegen die Wände und prallten von da zurück auf die Tische und gegen die Köpfe der Rothhemden.

Erschreckt, verblüfft fuhren diese auseinander.

„Fui! Fui!“ schrieen einige heisere Kehlen, nach den Käppi's greifend und sich zur Flucht anschickend. Andere griffen zu ihren Seitengewehren und starrten wild in das Dunkel hinein. Man glaubte an einen Ueberfall des Postens, der anstatt beim Alarm unter's Gewehr zu treten, sorglos den im Keller gefundenen Wein leerte.

Das Mädchen ersah den Moment der Rettung. Es blickte wie ein Reh, das den Ausweg zwischen seinen Verfolgern sucht, umher und wollte sich, den grauen Reiserock vom Boden raffend, in das Dunkel stürzen, als es erschreckt zurückprallte.

Eine riesige, breitschultrige und korpulente Männergestalt, in rother Blouse, mit dickem, stark ergrautem Vollbart, dunkelbraunem fleischigem Gesicht, das Offizierskäppi mit Gold verbrämt auf dem Kopf, einen schweren österreichischen Pallasch unter dem Arm, den Revolver in der Hand, trat zwischen die Ragazzi, die mit Schreck in den erhitzten Gesichtern regungslos dastanden und ihm in's Gesicht starrten.

„Der Oberst!“ stieß einer der Soldaten heraus und suchte sich in den Schatten zu retten.

Der Oberst, eine imposante, vierschrötige Gestalt, keineswegs das Modell eines Mars, aber Respekt gebietend, furchtlos und selbstbewußt in seinen hohen, bis zum Knie reichenden Stiefeln stehend, heftete das von buschigen Brauen beschattete Auge blitzend auf die Ragazzi, einen nach dem andern musternd. Er schien in seiner Entrüstung kaum zu fühlen, wie sich das Mädchen mit einem Schrei an seine Brust warf.

„Verdammte Banditen!“ schnob er die Soldaten an. In mit ungarischen Worten gemischtem schlechtem Italienisch überhäufte er die Ragazzi mit einer Fluth von Schimpfworten und wandte sich dann mit einem Befehl an den hinter ihm eingetretenen Sergeanten.

„Bassama . . . Wo ist der Offizier, der meiner Ordre zum Antreten nicht gehorcht!“ rief er, sich wieder an die Soldaten richtend, immer in demselben Sprachgemisch.

Die Ragazzi zeigten eingeschüchtert, fast demüthig auf die Thür und schauten furchtsam einander an.

„Sergeant, gehen Sie, fordern Sie ihm seinen Säbel ab! Die Memme, die schon keine Courage vor dem Feind gehabt, soll in Arrest, vor's Kriegsgericht!“

Der Sergeant schritt zwischen den Ragazzi hindurch zur Thür und verschwand in derselben. Der Colonel ließ wiederum sein Zorn sprühendes Auge über die Soldaten gleiten, einen nach dem andern fixirend.

„An eure Gewehre, ihr Tagediebe und Saufbolde!“ schrie er, den Arm ausstreckend. „Wer in der nächsten Sekunde noch hier ist, den schieß ich nieder wie einen Hund — „Bassama teremtete!“ schloß er mit seinem nationalen Fluch die italienische Rede.

Erst jetzt entdeckte er, vor sich niederblickend, das Mädchen. Während die Ragazzi sich lautlos, mit gesenkten Köpfen, ohne ein Murren, nur mit einem schmerzlichen Blick auf die noch nicht geleerten Weinflaschen, entfernten, schaute er verwundert auf die ihn in dieser Umgebung überraschende Knabengestalt, die flehend, die Hände gefaltet vor ihm stand.

„Wer ist das hier?“ packte er den letzten der davon schleichenden Soldaten beim Arm, auf das Mädchen zeigend.

Der Soldat zitterte im Bewußtsein der Schuld. Ein Spanier, der auf der Insel Dienste genommen, antwortete er stammelnd im Kauderwelsch:

„Una maja . . . eine fremde Dame, Senor Colonello!“

Der Oberst blickte, die Augenbrauen finster zusammenziehend und forschend auf das Mädchen. „Ragazza!“ murmelte er kopfschüttelnd. Dann winkte er dem Soldaten, den Uebrigen zu folgen. Er steckte den Revolver in den Gürtel zurück, stemmte beide Hände in die breiten

Hüften und wandte sich stumm, mit gebietender Frage an das Mädchen.

„Retten Sie mich, Herr Oberst!“ rief Ernestine Werthmann, in ihrer Angst die Muttersprache gebrauchend und mit Flehen wieder ihre Hände zu ihm erhebend.

Die Schönheit des so bleichen, verstörten Gesichts, das so angstvoll bittend zu ihm aufgeschlagene Auge sänftigten die zornige Miene des Kriegers.

„Bassama, ist Madel schwäbisches!“ rief er erstaunt auf deutsch und halb für sich. „In Mannskleid Madel ganz sauberes . . . Wie kommen unter Kerle schuftige?“ fragte er barsch, daß das Mädchen zusammenfuhr.

„Ich beschwöre Sie, Herr Oberst! Denken Sie nicht schlimm von mir! Ich bin eine Fremde! Ich kam hieher mit meinem Vater; ich wählte aus Vorsicht diese Kleidung, weil man mir sagte . . .“

Ernestine stockte; der Oberst schaute sie wieder so unerbittlich an, daß er sie verwirrte.

„Aber wie belieben hieher zu kommen, bitt' ich!“ fragte dieser einen höflicheren Ton anschlagend, als ihn die Züge, die Haltung und die Sprache des Mädchens überzeugten, daß er keine Abenteurerin vor sich habe, deren die Kriegsereignisse so manche hiehergezogen. „Bin ich kein Freund von Weibsleut hier, Gesindel elendes, das Soldaten liederliches nachlauft!“

Ernestine erschrak. Auch sie fühlte sich durch diesen Vorwurf getroffen. Sie schaute sprachlos zu Boden; glühende Röthe stieg in ihr bis dahin so bleiches Gesicht.

„Belieben mir zu antworten!“ wiederholte der Colonel ungeduldig.

Ernestine fasste ein Herz. Trotz seinem barschen Wesen sah sie einen Mann vor sich, durch den ihr Rettung werden musste.

„Man riß mich heut Abend von der Seite meines Vaters, als Alles die Flucht ergriff,“ sprach sie zitternd und ohne aufzuschauen. „Man führte mich hieher unter dem Vorwand, ich solle ihn hier finden . . . Großer

Gott im Himmel, ich habe hier Entsetzliches erdulden müssen; ich wäre verloren gewesen ohne Sie! Man führte mich in jenes Zimmer da; es gelang mir zu entfliehen, aber auch hier . . .“

Ernestine bedeckte schluchzend das Antlitz mit den Händen und der Oberst, als er diese weißen, graziösen Händchen sah, als er das Schluchzen hörte, trat gerührt zu ihr heran.

„Bitt ich nicht zu flennen, Fräulein gnädiges!“ sagte er theilnehmend. „Bin ich altes Soldat graubärtiges, das Weib und Kind hat daheim und sterben lassen müssen als magyar haza, Vaterland seiniges verloren war.“

Er murmelte einige Worte trauernd in den Bart, denn das Schluchzen des Mädchens, die Erinnerung an sein eigen Weib, das der alte Honved wahrscheinlich einst jung und blühend wie das vor ihm stehende hatte verlassen müssen, um sich als Parteigänger draußen in der Welt herumzuschlagen, die ganze Scene ging ihm zu Herzen und ließ ihn seinen Zorn als Bataillons-Kommandeur vergessen.

Die schwere Hand, die nur die Klinge zu führen gewohnt, berührte sanft die des Mädchens und zog sie von den in Thränen schwimmenden Augen.

„Bitt' ich mir zu sagen, Fräulein gnädiges, wo ist Vater Ihriges?“ bat er mit weicher Stimme, indem er sie zu einem der mit schwerem Brokat überzogenen Sessel zu führen suchte, die von der Einquartierung schon arg mitgenommen.

„Ach, ich weiß es ja nicht!“ rief Ernestine trauernd, die Hände wieder faltend. „O, ich bin ja so entsetzlich unglücklich! . . . Einer Ihrer Offiziere bot uns heute Morgen, als wir obdachlos am Schiff standen, sein Quartier im croce bianca. Mein Vater vertraute ihm und heut Abend ließ er, nachdem er unter dem Gewehrfeuer meinen Vater schon fortgeführt, mich durch einen Soldaten, einen Schweizer, abholen und hieher bringen, wo ich den Vater finden sollte, und statt dessen . . . o,

ich erstarre, wenn ich daran denke, daß ich in seiner Gewalt war!“

„Und wie ist Name seiniges?“ rief der Oberst, dem der Zorn das Antlitz wieder hoch zu röthen begann, mit schwellenden Stirnadern.

„Lubowitz nannte er sich uns.“

„Lubowitz? . . . Kenn ich gar nicht Lubowitz!“ Der Oberst schüttelte ungläubig den Kopf, ward mißtrauisch, bemühte sich aber, nachzusinnen.

Ernestine zeigte mit Abscheu auf die Thür.

„Dort!“ rief sie, während ein Schauder ihre Glieder schüttelte.

„Ah! Zimmer von Capo-posto! Bube, schuftiges, schwäbisches!“ brummte der Colonel in den Bart. „Hat sich gegeben Name anderes, um Madel sauberes zu verführen!“

Der Sergeant kehrte eben zurück und meldete in der Thüre stehend in ungarischer Sprache, der Lieutenant sei nicht mehr zu finden, er sei mit seinem Trupp abmarschirt!“

Der Colonel winkte ihm zu bleiben. Er musste erst seinen Groll über den Lieutenant in sich niederkämpfen.

„Bitt ich, mir zu sagen,“ fuhr er fort, „was Vater Ihriges hiehergeführt.“

Ernestine fuhr erschreckt zusammen. Abermals verhüllte sie das Antlitz, abermals brach sie in so herzzerreißendes Schluchzen aus, daß es dem alten Krieger unheimlich ward und er verlegen sich mit der Hand über das graue Stoppelhaar strich.

„O, es war ja Alles umsonst!“ jammerte das Mädchen. „Er, um dessen willen wir kamen, mein Verlobter, den ein unglückliches Schicksal von uns fortgetrieben, dem ich hieher folgte, weil mir das Leben ohne ihn unerträglich war, er ist todt . . . todt!“ schrie sie auf und sank vernichtet in den Sessel zurück.

Dem Colonel ward die Scene zu arg. Er kraute sich im Haar, ward unmuthig und dennoch rührte ihn

der Schmerz des Kindes. Er zupfte sich verwirrt an dem grauen Bart und schaute bald den Sergeanten, bald das jammernde Mädchen an.

„Oskar todt! . . . Todt!“ klagte Ernestine, das Antlitz in beiden Händen. „O, ich ertrag' es nicht! Ich will mit ihm sterben! . . . Und mein armer Vater, wenn auch er erfährt! . . .“

Der Colonel hatte sich ärgerlich ihr gegenüber in einen Sessel geworfen und stieß den Pallasch ungeduldig auf den Boden.

Die Jammernde erschrak. Sie schaute entsetzt auf und blickte ihn an, während die Thränen über die bleichen Wangen rannen.

Der Oberst fand keine Worte dem leichenblassen Mädchen gegenüber und dennoch lag ihm eine Frage auf der Zunge. Er schaute sie an und dann wieder vor sich nieder; er rückte verlegen auf dem Sessel.

„Wüßt' ich nur Name seiniges!“ sprach er halb vor sich hin. „War Offizier, Verlobtes?“ setzte er hinzu, indem er mit halbem Auge aufblickte.

„Oskar von Lauenthal! O, er war mein Leben! Mein Alles!“ sprach sie fast tonlos, mit von Schmerz ermatteter Stimme.

Der Colonel starrte sie wieder an. Er trommelte ungeduldig mit den dicken, unbeholfenen, gebräunten und sommersprossigen Fingern auf den Tisch. Er wußte offenbar nicht, was er sagen solle und was er sagen wollte, brachte er angesichts dieses Schmerzes nicht so schnell und in der richtigen Form heraus. Um sich zu erleichtern, brummte er einige ungarische Worte vor sich hin.

„Bitt' ich um Verzeihung, Gnädiges?“ sprach er endlich, als er das Mädchen erschöpft in sich versinken und Alles um sich her vergessen sah, während er noch immer unruhig hin und herrückte und das Mädchen fragend beobachtete. „Lauenthal ist Name von Verlobtes?“

In tiefstem Schmerz nickte Ernestine vor sich hin.

„Todt! Oskar todt!“ hauchte sie vernichtet. Es schien, als könne sie das Unerhörte noch immer nicht fassen. Der Oberst schüttelte unwillig den Kopf.

„Wann todt ist Lauenthal, muß noch warm sein Kamerad gestorbenes!“ sprach er mit theilnahmsvoller Miene vor sich hin. „Gestriges Nacht noch so frisch in Bivouak! Kamerad sehr braves!“ . . .

Ernestine lauschte auf. Sie erhob das von Gram entstellte Antlitz und dies belebte sich; das Auge öffnete sich ängstlich gespannt; sie wollte sprechen und sie wagte nicht, aus Furcht, den schwachen Hoffnungsschimmer zu zerstören, den ihr die wenigen, in ihrem Schmerz aufgefangenen Laute des alten Kriegers vor der Seele aufdämmern ließen.

„War sehr traurig, armes Kamerad gestern Abend in Bivouak, aber frisch und gesund!“ sprach der Colonel weiter vor sich hin.

Ernestinens Augen weiteten sich, ihre beiden Hände streckten sich beschwörend aus.

„Hörte ich recht!“ rief sie mit bebenden Lippen. „Sie sahen ihn gestern . . . gestern? Wiederholen Sie mir, daß Sie ihn gestern gesehen? O sprechen Sie, ich werde ihnen ewig dankbar sein!“

Der Oberst fixirte sie verwundert; dann schien er zu begreifen, was in dem Mädchen vorgehe. Er lächelte gutmüthig und erfreut.

„Spricht Mako Janos Altes immer die Wahrheit, Gnädiges!“ sagte er in der Ueberzeugung, eine frohe Nachricht geben zu können. „War frisch und gesund gestriges Nacht in Zelt seiniges an Stredda!“

„Oskar lebt!“ schrie das Mädchen aufspringend, seine Hand ergreifend aus und sie mit wilder Freude in den ihrigen pressend. „Er lebt! Er lebt! O, so ist Alles gut, Alles . . . Und dieser grausame Mensch, er hatte das Herz, ein armes, unglückliches Mädchen zu

täuschen, ihr das Leben zu brechen, indem er es kaltblütig belog, um . . ."

Ernestine riß sich gewaltsam los von der Erinnerung an das Ueberstandene.

„O, Sie sind so edel, so gut!" rief sie, immer noch die Hand des alten Haudegens in der ihrigen haltend, was er sich gern gefallen ließ. „Sie sind zu gut, als daß Sie ein armes Mädchen mit falschem Trost hintergehen könnten! Sagen Sie mir noch einmal, daß er lebt, daß Sie ihn gesehen! Ich flehe Sie an, sagen Sie es noch einmal!"

Der Alte lächelte, mit dem Kopf nickend. „Ist nix passirt, nix todt!" . . . sagte er, gutmüthig ihren überschwänglichen Dank abwehrend.

„Aber jetzt lassen Sie mich meinen armen Vater aufsuchen!" fuhr sie fort „Ihnen vertraue ich! Auch er muß die Freudennachricht haben, wenn er auch nicht gewusst, was man mir gelogen! Ich will zu ihm! Ich muß ihn finden, und sollt' ich die ganze Nacht hindurch nach ihm suchen!"

Der Alte sah lächelnd der Freude des Mädchens zu.

„Sie, Herr Oberst," rief Ernestine, ihm an die Brust springend, „Sie haben die Gewalt; Ihnen muß dieser heimtückische Mensch, der mich hierherlockte, Ihnen muß er gestehen, wohin er meinen Vater hat bringen lassen, um mich in seine Gewalt zu locken . . . Nicht wahr, Sie werden ihn zwingen, Sie werden ihm befehlen?"

„Bassama, wann ich ihn sehe! In Arrest sofortiges wegen Insubordination, noch heute Nacht, Schurke verfluchtiges!"

Des Colonels Gedanken waren durch das Mädchen wieder zu seinem pflichtvergessenen Untergebenen zurückgeführt, der anstatt die erhaltene Ordre zum Antreten beim Alarm zu befolgen, seine Leute betrunken gemacht, um unter dem Schutz der allgemeinen Bestürzung seinen Bubenstreich auszuführen. Mit väterlicher Herzlichkeit,

gerührt durch das Kindesvertrauen des Mädchens, legte er demselben die breite Hand sanft auf die Schulter.

„Will nicht heißen Mako Janos, wann wir nicht wiederfinden Vater Ihriges!“ sagte er in gutmüthigem, zuversichtlichem Ton. Dann wandte er sich zu dem der weiteren Befehle gewärtig noch immer an der Thür stehenden Sergeanten und ertheilte diesem eine Ordre, der das Mädchen mit besorgter Miene lauschte, das Auge an seinen Lippen hängend, als wolle sie auf diesen die ihr unverständliche ungarische Sprache entziffern.

Der Sergeant entfernte sich.

„Ist keine Noth, mit altes Soldat allein zu sein, Gnädiges,“ wandte er sich an das Mädchen zurück. „Sergeant bringt Ordre an Hauptmann! Leute von Bataillon meiniges, das keinen Postendienst hat, bei Citadelle gesehen worden! Bassama, werd' ich Ordnung schaffen! Will ich nicht Commandeur sein von Birbanti schuftiges; laß ich krumm schließen, wann schuldig! Nix libertà, wann nix Ordnung! Bassama teremtete, bin ich altes Soldat ungarisches . . . Sergeant hat Ordre wann zurückgekehrt, Vater Ihriges in croce bianca suchen und hierherbringen; Lieutenant Arnsburg marschirt in Arrest, kann alsdann nix mehr thun armes Madel unschuldiges! Aber müssen mir thun eine Liebe, Gnädiges!“ setzte er schmunzelnd hinzu. „Kann ich nix sehen Madel schönes in Kleider garstiges! Wann Vater mit Sergeant kommen, soll sehen Kind schönes in Kleider prächtiges von schönes Marquesa, was oben zurückgelassen all sein Gewandel prächtiges sammt und seidenes, o sehr prächtiges!“

Der Oberst schien einen Gedanken gefasst zu haben, der ihm sehr behagte. Schmunzelnd schritt er in den Hintergrund des Saales und riß an einer Schelle.

„Haben wir in Palazzo Weib altes, runzeliches; soll hinaufführen eine Stiegen Gast schön meiniges, und anthun Kleides seines seidenes, schlankes . . . Bassama,

werd' ich stolz sein auf Gast kleines, sauberes, wann ich seh' in herrliches Gewandel mit Schweif langes hinteres!"

Der alte Haudegen machte dabei eine komische Geste. Sein Plan schien ihm eine kindliche Freude zu bereiten. Er kehrte mit dem glücklichsten Lächeln auf dem breiten, fleischigen Gesicht zu dem Mädchen zurück, das staunend ihm zuschaute, stellte sich vor Ernestine, die beiden Hände in die mächtigen Hüften stemmend, und betrachtete sie mit dem Stolz eines Vaters.

Bewundernd murmelte er einige Worte in seiner Muttersprache vor sich hin; verlegen stand inzwischen Ernestine da, denn auch die Zärtlichkeit des alten Sabreurs ward ihr peinlich und der Gedanke an den Vater erhielt sie in größter Unruhe.

Eben tauchte durch eine Tapetenthür eine gebückte Weibergestalt auf, die sich langsam und mißtrauisch aus dem Halbdunkel näherte und in vorsichtiger Entfernung vor dem Obersten stehen blieb.

„Ah, ist schon da, Hexe runzeliches!" rief dieser sich zu der Alten wendend, die, einem mit schwarzem Merino behangenen Skelett ähnlich, die magren, spitzfingrigen Hände zusammengelegt dastand und mit widerspenstiger, äußerer Nothwendigkeit seinen Befehl erwartete.

„Befehlen, Signore Colonello!" tönte es trocken von den eingefallenen Lippen, während sie ihn mit schief gesenktem Kopf anschaute.

Der Oberst schien in einiger Verlegenheit, als er der alten Hausverwalterin in seinem Gast ein Mädchen vorstellen sollte; indeß diese half ihm entgegenkommend, denn sie schaute Ernestine mit boshaftem, fast spöttischem Lächeln an.

Er begann also, ihr zu erklären, wie die Signorina aus Furcht vor den Soldaten, unter denen sie, mit ihrem Vater weit her kommend, einen Verwandten suche, die Knabenkleider angelegt, wie es aber jetzt, da sie denselben gefunden, nothwendig sei, ihr das Beste aus

der Garderobe der jungen Marquesa auszusuchen, bis sie ihre eigene Kleidung zur Stelle habe.

Der Colonel brachte das Alles in seinem italienisch-ungarischen Kauderwelsch so drollig hervor, daß er über sich selber lachen musste. Die Alte hörte ihm mißmuthig zu, denn die Ragazzi hatten, wie es im Kriege zu geschehen pflegt, die schöne Garderobe ihrer geflüchteten Herrin schon arg zerzaust und der Gedanke an diesen Vandalismus erbitterte die Alte.

„Zu dienen!“ antwortete der tief eingesunkene, zahnlose Mund und mit süßsaurer Miene blickte sie auffordernd das Mädchen an, das unschlüssig dastand.

Der Oberst bedeutete der Alten, in einer halben Stunde müsse Alles geschehen sein und die Signorina wieder erscheinen. An nächtliche Ruhe sei nicht zu denken, er habe noch seine Befehle zu ertheilen, Ordonnanzen abzusenden und müsse vor Tagesanbruch zur Stredda hinaus.

Mit freundlichem, zuredendem Lächeln reichte er dem Mädchen die Hand. Furchtsam und zaudernd blieb sie stehen und schaute zu ihm auf, als frage sie, ob keine Gefahr vorhanden.

„Ist Quartier meiniges! Bassama, bin ich Herr in Palazzo!“ tröstete sie der Colonel und zögernd folgte Ernestine der Alten durch die Tapetenthür.

Ihm schien die Sache jetzt erst recht durch den Kopf zu gehen. Den Palasch abgürtend und auf den Tisch werfend schritt er im Saal auf und ab.

„Hat Lauenthal, Lieutenant, Braut so schönes und lauft davon!“ brummte er vor sich hin. „Kann nur Schwab so dumm sein!“

Damit packte die mächtige Faust das Schloß der Thür und der wuchtige Tritt seiner Füße dröhnte auf dem Teppich des anderen Saales, den er für die Nacht bis zum Abmarsch dem Lieutenant überwiesen hatte, da nur der Alarm ihn gehindert, die Nacht im Lager zuzubringen.

X.

Schwere und dumpfe Takte hallten unten in dem dunklen Hofe des Palazzo. Die Mannschaft kehrte zurück; die geängstete Stadt war in die tiefste Ruhe zurückversunken.

Der Colonel hörte die Thür öffnen, während er im Saal unter dem großen Lustre saß und mit düsterer Miene, die Stirn in die Hand gelegt vor sich hinstarrte. Unwillig hob er den Kopf. Der Sergeant stand in militärischer Haltung auf der Schwelle.

Mako Janos legte die breite Hand über das Auge; ihm war's, als bemerke er einen dunklen Schatten hinter seinem erprobten Sergeanten.

Dieser, ein Flüchtling wie der Colonel, meldete in ungarischer Sprache, er habe die Mannschaft zurückgeführt, die ohne den Lieutenant abmarschirt sei; der Lieutenant sei verschwunden.

Der Colonel murmelte einen Fluch vor sich hin

„Hast Du den Mann gefunden?“ fragte er.

Der Sergeant trat bei Seite und wandte sich zu der dunklen Gestalt, die hinter ihm eingetreten.

„Ich habe auf dem Rückmarsch die ganze Straße abgesucht nach einem Fremden und fand diesen alten Mann auf der Schwelle des croce bianca sitzen. Seiner Sprache nach ist er ein Schwab; ich habe ihn also zwischen uns genommen und hierhergeführt. Sehen Sie, ob er der Rechte ist“

Des Colonels riesige Gestalt hob sich aus dem Sessel. Während das Licht des Kronleuchters einen

silbernen Glanz über die grauen Stoppeln seines Scheitels warf, schritt er majestätisch auf den Greis zu, der barhäuptig, in gebückter Haltung mit von Gram und Angst verzerrtem Gesicht dastand und furchtsam zu dem Koloß in der rothen Casacca aufschaute.

„Sind Sie Vater von Kind verlorenes?“ fragte Mako Janos wider seinen Willen in barschem Commandoton, während sein Auge mitleidig auf dem Zitternden ruhte.

Dieser hob mühsam das Gesicht zu dem Colonel.

„Sie wissen von meinem armen Kind, das in dem Gedränge der Flucht mir verloren gegangen? . . .“ rief er mit von Schmerz und Angst halb erstickter Stimme. „Sagen Sie mir, Sie wissen von dem unglücklichen Kind? Wo ist es? — ein armer, bejammernswerther Vater fleht Sie an!“

Mako Janos mußte unwillkürlich lächeln; wie weich es ihm auch im Herzen war, die Haltung des Greises hatte für ihn etwas Komisches.

„Ist sich gar nicht so bejammernswerth, wenn man Tochter so schönes hat,“ lachte er, die Arme auf dem breiten Brustkasten kreuzend.

Werthmann fuhr erschrocken zusammen. Sein Kind war erkannt, es war in die Hände dieses riesigen Unholds gerathen, dem er Alles zutrauen zu dürfen glaubte, in die Hände von Soldaten wie die, in deren Mitte er hierher eskortirt worden! Sprachlos, mit gefaltet erhobenen Händen, mit bebenden Lippen, die vergeblich um Gnade für sich und sein Kind zu flehen versuchten, stand er vor dem Koloß, dessen breites, rothbraunes Gesicht und verwilderter Bart ihn wie einen Menschenfresser erscheinen ließen, an dessen Hüfte ein grimmiger Revolver aus dem Futteral hervorschaute, dessen mächtige Hände sich eben von der Brust lösten, um sich nach ihm auszustrecken.

Mako Jonas sah, wie der Arme, zum Tode ermattet, sich kaum noch aufrecht zu erhalten vermochte;

er trat näher an ihn heran; er legte die Hand auf die Schulter des an allen Gliedern Zitternden.

„Ist keine Noth“, sagte er mit biedrem Lächeln, „wann Kind Ihriges schönes in Schutz von Mako Janos! . . . Wollt' nicht schlafen, Kleines, rief immer nach Vater seiniges! Ist oben in Zimmer von junge Marquesa flüchtige und zieht sich an Kleider sehr feine. Freu ich mich unsinnig, wann ich soll sehen in Schabracke vornehmes von Marquesa weggelaufene.“

Werthmann war's plötzlich wohler, als er die tiefe Baßstimme des ihm wie ein Räuberhauptmann erschienenen Colonel mit einer solchen, fast kindlichen Gutmüthigkeit reden hörte. Sein Kind war gefunden, um das er Stunden lang gejammert; sein Kind war offenbar in gute Hände gerathen, denn warum sollte dieser Mann, der, nachdem er das Mädchen erkannt, mit diesem nach Gutdünken hätte schalten können, warum sollte er ihm eine Unwahrheit sagen! Sein Kind musste hier in diesem Hause sein, und was er für einen Akt soldatischer Brutalität gehalten, als man ihn von der Schwelle des Gasthauses gewaltsam fortschleppte, es war die Fürsorge dieses Mannes gewesen.

Verwirrt, fast bewusstlos vor Freude und Ueberraschung, ließ er sich von dem Colonel in den Saal zu einem Sessel führen und sank mit gebrochenen Gliedern auf diesem zusammen. Er vermochte kein Wort des Dankes hervorzubringen; seine Hand suchte zitternd nach der des Obersten; er bedurfte seiner beiden Hände, um die des Obersten zu umklammern, der schweigend dem Sergeanten einen Wink gab, sich zurückzuziehen.

In diesem Augenblick öffnete sich im Halbdunkel des Hintergrundes die Tapetenthür. Ein tockenes Hüsteln der alten Hausmeisterin ließ sich hören.

Mako Janos schaute auf, denn er vernahm zugleich ein leichtes Rauschen auf dem Teppich. Er erkannte eine schlanke Mädchengestalt mit leicht geröthetem Antlitz, das lockige, kurz geschnittene Haar über die Schläfen

zurückgelegt, ein schelmisches Lächeln um die Lippen, wie sie in schleppendem schwarzem Sammet-Reitgewande hereinrauschte und während die Duenna an der Thür stehen blieb, in den Lichtkreis tretend, stolz aufgerichtet, mit der einen Hand die Schleppe hebend, selbstgefällig dastand.

Der Colonel schritt ihr freudig überrascht entgegen. Bewundernd hielt er einige Schritte vor ihr inne, trat seitwärts aus dem Licht, kreuzte die Arme auf der Brust und musterte das Mädchen, das ihm so klein und zierlich in den Knabenkleidern erschienen und jetzt als schlanke, graziöse Dame vor ihm stand.

„Eccellentissime!“ rief er, sich in die Hände schlagend, die Gelegenheit benutzend, um sich an den jugendlich schönen Conturen des Mädchens satt zu sehen.

Ernestine selbst schien sich in dieser Toilette zu gefallen, denn das Kleid umschloß ihre Taille so fest, daß kein Fältchen die jugendliche Büste verunstaltete. Sie erröthete, als die Augen des Colonel ihr verriethen, daß das alte Soldatenherz sich im Anschauen erwärmte.

„Ich mußte schon aus der Noth eine Tugend machen,“ sagte sie, das Antlitz stets abwendend, um seinem Blick auszuweichen. „Es war das einzige Kleid, das der Verwüstungssucht der Soldaten entgangen.“

„Schadet nichts!“ rief Mako Janos lächelnd, als er zuschaute, wie des Mädchens Hand sich mühte, die unregierliche Schleppe zu heben, ohne dem schaulustigen Colonel ihre zierlichen Füße preiszugeben.

„Werden wir abschneiden ein Stück hinteres von Gewandel sammetiges! . . . Hab' ich Idee ausgezeichnetes!“ rief er sich in die Hände schlagend. „Werden wir Beide in der Früh in's Lager reiten; hab' ich oben gesehen Sattel weibliches von Marquesa! Werden Kameraden Alles Augen machen großes und sagen: wie kommt Mako Janos altes zu Fräulein junges und schönes! . . .“

Das Mädchen verstand seinen Plan nnd höher färbten sich ihre Wangen.

„Aber Bassama!“ unterbrach er sich in seiner Bewunderung, „hätt' ich bald vergessen, daß Sergeant hat aufgelesen auf Schwelle von croce bianca altes Mann, das Vater Ihriges sein will!“

Der Colonel trat zur Seite und zeigte auf den Sessel, aus welchem Werthmann, seine Tochter erkennend, sich erhob. Unfähig, einen Schritt zu thun, stand dieser da, die Arme ausstreckend, die Lippen bebend, aber lautlos.

Ernestine schaute hin. Sie erkannte den Vater. Mit einem Freudenschrei raffte sie das Sammetgewand zusammen.

„Mein Vater! Mein armer, armer Vater!“ rief sie und stürzte sich in die Arme desselben, ihn lange, lange umschlingend, dann mit Freudenthränen ihr Antlitz auf seine Schulter lehnend.

Mako Janos stand und sah der Scene zu. Endlich fuhr sich seine breite Hand über die Augen. Er wandte sich ab, sich seiner selbst schämend.

„O, wenn Du wüsstest, Vater, was ich habe erleben müssen!“ rief sie schluchzend. Dann das Antlitz plötzlich erhebend, suchten ihre thränenfeuchten Augen den Colonel.

„Diesem Mann, Vater, danke auf Deinen Knieen, daß er Dein Kind aus den Händen eines Schurken errettet, dem Du so bereitwillig Vertrauen schenktest, der uns einen falschen Namen nannte, der uns Beide kennt und hasst, der uns von einander riß und mich hierher führen ließ unter dem Vorwande, ich solle Dich hier finden, und der . . .“

Sie verhüllte das Antlitz mit den Händen.

„O ich will nicht mehr daran denken; mir graut vor der Erinnerung! Vater, sage diesem edlen Mann Deinen Dank; denn ohne ihn . . . . nein, nein, Du hättest Dein Kind nicht wiedergesehen!“

Sie sah, wie der Vater nicht im Stande, sich zu

bewegen; sie ergriff seine Hand, sie stützte und führte ihm zum Obersten.

„Gössenem!“ rief dieser, verlegen allen Dank ablehnend und die Zinnpfeife an den Mund legend, um den Sergeanten hereinzurufen, den er beauftragte, trotz aller nächtlichen Zeit ein Abendmahl von der alten Hausmeisterin zu erpressen.

Eine Stunde saßen alle Drei noch beisammen, und erst als der Sergeant von der croce bianca die kleine auf der Flucht vergessene Kassette unversehrt herbeigeholt, ließ Mako Janos durch die alte Duenna seine Gäste in die oberen Räume des Palazzo hinaufführen, um ihnen vor Sonnenaufgang noch einige Stunden der Ruhe zu bereiten.

XI.

Erdrückende Sonnengluth lag bereits am frühen Morgen auf der Meerenge, als noch die Nebel über dem schwarzen Geklüfte der calabrischen Berge lagen.

Den Schatten suchend, hatten die Ragazzi sich in die schon halb verwüsteten Gärten der Dörfer, an den Fuß der Mauer gelagert, welche den staubigen Weg zum Faro begränzt.

Die Granaten- und Citronenbäume der Gärten ließen ihre zerhackten und zerbrochenen Aeste trauernd hängen, der pomo d'oro, der Liebesapfel, lag in Menge zertreten zwischen den indischen Feigen umher; von der Mauer hingen die langen schwertförmigen Blätter der Agaven, von den Säbeln oder Bajonnetten der vorüberziehenden Mannschaften zerschnitten, und in großen Tropfen blutete der Saft in den Staub der Straße hinab.

Die Nacht war ruhig vorübergegangen, seit der Alarm von der Citadelle geschwiegen, von dem man erzählte, er sei durch den Muthwillen oder die Bosheit eines Soldaten hervorgerufen. Einige Dutzend Boote mit Bewaffneten waren am Abend vom sicilianischen Ufer abgelassen, dann hatte sich Alles an das Abkochen begeben, soweit überhaupt die kümmerlichen Rationen geliefert worden, und mit der größten Seelenruhe, sicher vor einem unwahrscheinlichen Thatendrang der Realisten, der Königlichen, war das ganze Lager in tiefen Schlummer versunken.

Am frühsten Morgen, als der Tag zu dämmern begann, waren schon die Colonnen, darunter das bei Milazzo sehr inkomplet gewordene Bataillon des Colonel Mako, den Weg zum Faro hinabgezogen. Der große Sbarco stand nahe bevor; die Schiffe lagen bereit; man wartete auf das Signal.

Am Eingang des Gartens einer der fast zertrümmerten, nur noch in den Gürten hangenden Fischerhütten von Pontano, vor einem kleinen von Segeltuch dürftig errichteten Zelt lag schon um Sonnenaufgang eine Gruppe von Offizieren.

Die Blousen verriethen bereits die Strapazen des Marsches, der Gefechte, und dennoch war vor dem Einzuge in Neapel an eine neue Toilette nicht zu denken. Wild und kriegerisch umgaben die Bärte das Gesicht, das Käppi saß verwegen auf einem Ohr, die Cigaretten qualmten, während die Ordonnanz über dem am frischen Holz zischenden Feuer ein Gebräu kochte, das eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Kaffee hatte.

Man plauderte von dem Sbarco, man machte seiner Sehnsucht Luft, die Insel hinter sich zu haben und die Königlichen drüben aus Reggio und dem Fort Cavallo hinauszujagen.

Es waren Offiziere aller Nationen, meist junge, kräftige Gestalten, und das Französische das Idiom, in welchem sie ihre Unterhaltung zu führen gewohnt. Mit einer gewissen Minderachtung, wenigstens militärischer Unzufriedenheit schauten sie auf die vorüberziehenden Truppen, deren vielfach jammervoller Zustand und Mangel an ausreichender Bewaffnung, deren taktische Unfertigkeit, deren ganzes Erscheinen das Gepräge einer Armee trug, die vor einigen Regimentern wirklich geschulter und gut armirter Soldaten nicht hätte bestehen können.

War's doch mehr der Zauber, der in dem Namen Garibaldi lag, vor welchem die Unhaltbarkeit der Zustände rettungslos zusammenbrach!

„Lauenthal, ich gäbe einen Monat meiner dürftigen Gage darum, wären wir erst aus dieser Sandbüchse erlöst, in der ich Tags faule Fische zu essen bekomme, im heißen Sand wie auf einem glühenden Rost liege und Nachts mit Spinnen und Tausendfüßen zu kämpfen habe!“

Einer der in dem vergilbten Grase liegenden Offiziere, ein junger Mann von eleganten aber doch verwilderten Manieren, rief das eben einem in den Garten tretenden Kameraden zu, der, den Säbel unter dem Arm, den Revolver an der Seite, das Käppi tief über die Stirn gedrückt, mit finsterer Miene an die Gruppe herantrat, sich nachlässig an der Seite des Sprechenden auf den Boden hinstreckte und mit einer Reitgerte den Staub von den bis zum Knie reichenden Stiefeln klopfte.

„Du bist immer verstimmt, hast das Heimweh noch nicht überwunden, hast offenbar was Liebes daheim gelassen, das Dir noch immer nicht aus dem Herzen will! . . . Armer Freund, das ist eine schwere Bagage in dem Feldzuge hier, in dem für uns Fremde ohnehin nicht viel Ehre zu holen ist!“

Dabei blickte er theilnehmend den Kameraden an, einen schönen, hochgewachsenen, kräftigen jungen Mann, das Ideal eines Garibaldino, mit tiefgebräuntem Antlitz, großen graublauen Augen, die offen und ehrlich in die Welt hineinschauten, dunkelblondem Haar und keck gekräuseltem Schnurrbart, von aristokratischer Haltung, die es nicht für der Mühe werth zu halten schien, sich in dieser Umgebung geltend zu machen.

Oskar von Lauenthal schien in der That in düsterer Stimmung. Wie er dasaß, halb liegend, den Arm auf den Stumpf eines gefällten Baumes lehnend, hob seine weiße, trotz dem Krieg zierlich gepflegte Hand das Käppi von der Stirn und fuhr mit der andern durch das Haar.

„Du kannst Recht haben,“ antwortete er phlegmatisch. „Ein Narr, der seine Schiffe hinter sich verbrennt, mit

dem störrischen Trotz eines Buben der Welt daheim den Krieg erklärt und hinaus tobt und sich mit heißem Blut die Stirn einrennt!“

„Es ist uns Allen vielleicht nicht anders gegangen; die Klügsten wenigstens sind diejenigen, die zu Hause geblieben!“ seufzte der Kamerad. „Eine Narrheit, für faule Gage und noch faulere Fische hier seine Haut zu Markte zu tragen und um der Freiheit Italiens willen, die mir im Grunde sehr gleichgiltig ist! . . . Apropos, Lauenthal, hast Du gehört, der alte Mako hat heut in aller Früh den Diktator aufgefordert, Arnsburg vor ein Kriegsgericht zu stellen! Der alte Haudegen läßt nicht mit sich fackeln.“

„Und Arnsburg ist eine intriguante, hinterlistige Seele, eine Memme vor dem Feind, die zu Hause hätte bleiben sollen,“ antwortete Lauenthal mit verächtlicher Miene.

„Man sagt, Arnsburg habe gegen den Befehl die Kompagnie, die er provisorisch führt, seit sein Hauptmann bei Milazzo gefallen, bei dem Alarm nicht antreten lassen. Oberst Mako will Arnsburg selbst attrapirt haben, wie er seine Leute während dem Alarm betrunken gemacht und inzwischen ein junges Mädchen, die Tochter eines Fremden, in sein Quartier gelockt unter dem Vorgeben, sie vor den Königlichen schützen zu wollen.“

Lauenthal blickte finster vor sich hin.

„So wird ihm Recht geschehen!“ sagte er im alten Ton. „Im Uebrigen passirt ihm, was auch anderen ehrenwerthen Offizieren daheim widerfahren kann! . . . Ich selbst habe die Erfahrnng machen müssen.“

„Du, Lauenthal?“ Der Kamerad erhob sich aus seiner Lage und blickte ihn befremdet an.

„Da die Sache keinen Fleck auf meine Ehre werfen kann, warum sollt' ich sie verschweigen,“ fuhr Lauenthal vor sich hin blickend fort.

„Du vor ein Kriegsgericht? . . . Ich habe mir,

weiß Gott, schon heimlich den Kopf zerbrochen, wie Du, einer unserer besten, schneidigsten Officiere, in diese Armee gekommen! . . . Erzähle! . . ."

„Ich muß wohl, nachdem ich Dir so viel gesagt . . . Meine Ehre verlangt es; meine Kameraden könnten mich falsch beurtheilen, wenn die Sache ruchbar würde."

„Also lass' hören, Lauenthal! Die Geschichte interessirt mich ungeheuer! Du vor ein Kriegsgericht! Hast Du etwa Deinen eigenen Obersten gefordert?"

„So war es!" Lauenthal's Augenbrauen zogen sich düster zusammen; die Erinnerung stachelte ihn. „Ich verließ mein Regiment, meine Heimath, eine Braut, das schönste, liebenswürdigste Mädchen . . ."

„Ob ich's nicht gedacht habe!" rief der Kamerad. „Lauenthal, daß Du was Liebes daheim gelassen, das hab' ich mir immer vorgestellt . . . Aber erzähle! Ich habe Dir nie ein Geheimniß daraus gemacht, daß ich Schulden halber quittiren musste, und ich mache auch kein Hehl daraus, daß ich diese Schulden noch einmal machen würde, wenn mir Jemand borgte! . . . Also heraus mit der Sprache!"

„Die Sache ist kleinlich, trivial, fast albern, aber sie beweist, durch wie wenig ein hoffnungsfrohes Menschenleben aus seinem Geleise geworfen werden kann," fuhr Lauenthal fort. „Der Bruder meiner Braut diente als Freiwilliger in meinem Zuge. Auf meine Nachsicht in seinem Dienst zählend, gestattete er sich Dinge, die mir, der ich keineswegs eine solche übte, einen unverdienten Tadel meines Regimentschefs, ja sogar eine absichtliche Beleidigung zuzogen. Mein Blut kochte im Bewußtsein meines Rechts; ich vergaß mich so weit, ihn zu fordern . . . Erst als es geschehen, überlegte ich, daß er mich vor ein Kriegsgericht schicken werde . . . Ich ging zu meiner Braut; ich beklagte mich vor ihr und ihrem Vater über das Benehmen des jungen Mannes, der mich in eine so kritische Lage gebracht; ich vertraute ihnen an, was mir unfehlbar bevorstehe . . ."

„Sie hatten kein Verständniß dafür! Meine Braut selbst schützte den Bruder gegen mich. Von Seiten ihres Vaters musste ich ein Wort hören, das wie ein Funke in das Pulverfaß fiel, als ich ihn darauf aufmerksam machte, daß im Dienst der Sohn des Reichen nicht mehr gelte als der des Bettlers . . . Ich bin arm; ich habe nichts als meinen guten Namen, besaß nichts als mein Patent; er hingegen ist unermesslich reich; aber Gott ist mein Zeuge, daß ich seine Tochter nur in wahrster, uneigennütziger Zuneigung liebte . . .

„Und dies eine Wort, das meine Braut nicht zurückrief, es trieb mich von ihr!“ schloß er verbissen, seinen Groll erstickend. „Es schleuderte mich aus meiner Carriere, es jagte mich aus dem Vaterlande, denn schon in der nächsten Nacht ging ich über die Alpen . . . . Ich, der ich früh verwaist, ich hatte Niemanden außer ihr, dem ich hätte Lebewohl sagen können, nachdem ich mein Abschiedsgesuch eingereicht, und der Abschied von ihr . . . Das böse Wort, das in ihrem Beisein von dem Vater in thörichter Blindheit für den Sohn gesprochen, es blieb gesprochen, es hatte Alles, was ich besaß, meinen Stolz, meine Ehre gekränkt; ich gab auch dem Vaterlande meinen Degen zurück und ging blindlings hierher, wo ich Vergessenheit suchte und . . . nicht finden werde, wenn nicht eine Kugel einen Punkt hinter diese verfehlte Lebensbahn setzt, wozu leider so wenig Aussicht vorhanden!“

Der Kamerad schaute mit theilnehmendem Blick auf das Profil Lauenthal's, dessen Auge sich in den Boden festgebohrt. Er sah das Zucken in den Muskeln des gleich ihm vom Schicksal Verbannten und trällerte in melancholischen Cadenzen einen Seufzer vor sich hin, als wolle er sagen: ja, so undankbar ist das Vaterland gegen die besten seiner Söhne! als die Unruhe unter einem kleinen Trupp halbzerlumpter Ragazzi, die sich, am Ziel ihres Marsches, in den Vordergrund des

Gartens, an den Eingang gelagert, seine Aufmerksamkeit erregte.

„Diese Bande kann keine Ruhe halten!“ brummte er unwillig vor sich hin, während er zuschaute, wie die Rothhemden sich um die Trommel sammelten und dicht gedrängt sich über dieselbe beugten.

Hinter ihnen marschirten die Colonnen den Weg entlang, der Staub wirbelte über der Gruppe auf und legte sich in dichten Wolken auf die schon grau überzogenen Granatbäume.

Ein lautes Gelächter entstand unter den Ragazzi, als einer den Gegenstand ihrer Neugier von der Trommel hob und damit, von den andern gefolgt, zu einem Baum schritt. In allen Idiomen machte sich die Freude der Soldaten Luft, dann plötzlich stürzten Alle wie auf ein Zeichen zur Trommel zurück und hier entstand ein wildes Gezänk. Man hob die Fäuste gegen einander, man stieß und drängte sich; die Habgier blitzte aus den spitzbübischen Gesichtern der Streitenden.

„Was hat denn das Satansvolk da wieder! Wenn ich nicht irre, sind sie von Oberst Mako's Leuten, der doch wenig Federlesens zu machen pflegt!“

Während Lauenthal unempfänglich für die Umgebung, tief verdrossen, vor sich hinschaute, erhob sich sein Kamerad und schlenderte, mit den Händen in den weiten französischen Pantalons, zu dem Baum.

Ueberrascht blieb er vor demselben stehen und starrte einen kleinen auf die Rinde gehefteten Gegenstand an.

„Lauenthal! rief er diesem lebhaft zu. „Komm her und schau Dir dies einmal an; es wird gerade Dich interessiren! Ich will mich selber an diesem Baum hier hängen lassen, wenn die kleine Photographie da nicht Dein leibhaftiges Portrait ist! Ja, ich mich sogar anheischig machen, auf den Epaulettes die Nummer Deines früheren Regiments zu erkennen . . . . Wie kommt das in die Hände dieser Spitzbuben! Du solltest Deine Habseligkeiten besser verwahren, denn sie

müssen Dir über Deinen Koffer gegangen sein . . . Aber hörst Du denn nicht?“ rief er, sich zu dem nur halb aufmerksam gewordenen Kameraden zurückwendend. „Ich gebe Dir mein Ehrenwort, es ist Dein Porträt!“

Lauenthal hatte sich langsam und unmuthig erhoben. Der Kamerad hatte das Miniaturbild vom Baum genommen und schritt an der noch immer zankenden Gruppe vorüber ihm entgegen.

„Da sieh', Du Zweifler!“

Er hielt ihm das Bildchen vonder Größe eines Tauben-Ei's entgegen. Lauenthal starrte es erschreckt an; er ward bleich, dann stieg ihm das Blut in Wangen und Stirn. Seine Augenbrauen zogen sich düster zusammen.

„Da steht auch hinten ein Datum drauf!“ fuhr der Kamerad fort.

Lauenthal hatte inzwischen hastig die Hand ausgestreckt; zitternd hielt dieselbe das Miniaturbild; seine Auge weitete sich; seine Zähne pressten sich zusammen.

„Ernestine!“ murmelte er kaum verständlich. Dann wild aufschauend: „Wie kommt dieses Bild hieher! Ich ließ es in den Händen meiner Braut!“ . . .

„Deiner . . . Braut! . . . Ja, das wäre allerdings etwas räthselhaft!“

Der Kamerad sprach das gedehnt und langsam.

„Ein Bild, das Du in den Händen Deiner Braut gelassen, wenn Du Dich nicht irrst, ist allerdings eine unbegreifliche Kuriosität auf dieser sonst an Seltenheiten sehr ausgiebigen Insel!“

Lauenthal war noch in derselben Aufregung. Jetzt sank die Hand mit dem Bild, er legte die andre sinnend an die Stirn wie Einer, der sich aus dem Traum wecken möchte.

„Vielleicht gibt's da noch mehr Ueberraschungen!“ Der Kamerad schaute auf die etwa dreißig Schritt entfernte Gruppe der Ragazzi, von denen sich ihrer

fünf um die Trommel gelagert. Der Würfelbecher, der sie stets begleitete, rasselte auf der Trommel.

Mechanisch schritt er heran und beugte sich über die Ragazzi. Ein mit Brillanten besetztes Medaillon blitzte ihm von der Eselshaut entgegen. Die Burschen würfelten offenbar um dasselbe. Gierig hingen ihre Augen an dem glänzenden Ding.

Schnell entschlossen griff der Lieutenant über die Köpfe der Dasitzenden.

„Maledetto!“ schrie einer von ihnen auf, die Hand nach dem Arm ausstreckend, um ihn zu packen, zog sie aber zurück, als er den Lieutenant erkannte.

„Lauenthal, sieh' her!“ rief der Kamerad, das Medaillon hoch hebend. „Erkennst Du vielleicht auch dies? Gestohlen haben es die Kerle ohne allen Zweifel! Ein Medaillon mit Brillanten besetzt!“

Mit wenigen Schritten war Lauenthal zur Stelle. Er entriß dem Kameraden das Medaillon und erkannte das in kleinen Brillanten auf demselben blitzende Monogramm.

„Beim ewigen Gott, es gehört Ernestine!“ zitterten seine Lippen.

„Ernestine! . . . Das ist der Name Deiner Braut?“ fragte der Kamerad, in hohem Grade interessirt.

„Ernestine!“ sprach Lauenthal vor sich hin . . . „Aber wie kommt dies hieher! Sie trug es an der Brust!“

„Eine beneidenswerthe Stelle!“ rief der Kamerad. „Aber“, setzte er schnell hinzu, „anstatt uns den Kopf zu zerbrechen, wollen wir sofort ein Verhör mit den Kerlen anstellen, die mir ihren Gesichtern nach wie die Blüthe der sicilianischen Canaillen erscheinen!“

Er wandte sich zu den Ragazzi, die in getäuschter Habgier mit unterdrückter Wuth auf Lauenthal schauten, während der eine, sein Gewehr auf den Boden stoßend, einen Fluch vor sich hinbrummte.

„Holla, Ihr da!“ rief der Kamerad, mit gekreuzten

Armen vor sie tretend, in perfektem Italienisch. „Wie seid Ihr zu dem Bild und zu dem goldnen Ding da gekommen? . . . Redet die Wahrheit!“

Keiner wollte mit der Sprache heraus. Mit verstecktem, hinterlistigem Blick schauten sie einander fragend an.

„Redet!“ schrie der Lieutenant sie an, „oder . . .“ Er griff nach seinem Revolver.

Einer packte sein rostiges Gewehr und schüttelte es wüthend; sein Nachbar legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm.

„Wir haben das redlich erworben!“ antwortete er, mit frechem Gesicht vortretend, in sicilianischem Dialekt. „Wir haben es von einer fremden Dame.“

„Von einer fremden Dame?“ Lauenthal fuhr zusammen; er war vor Ueberraschung keines Wortes mächtig, während sein Kamerad die Frage wiederholte. „Wo fandet Ihr die fremde Dame?“

„Sie war im Zimmer bei unserem Offizier!“

„Bei Eurem Offizier?“

„Die Wahrheit, Signore!“ bekräftigte ein Andrer.

„Schweig'!“ herrschte der Lieutenant ihn an und wandte sich wieder zu dem Ersten.

„Wie kam die Fremde zu Eurem Offizier?“

„Das weiß ich nicht! Sie war in der Nacht bei ihm. Dann kam sie zu uns hinüber und der Offizier rief uns zu: „Nehmt sie! Sie ist Euer! Und da haben wir denn die Signorina und das goldne Ding da genommen, das sie an der Brust trug. Es ist unser! Der Offizier hat es uns geschenkt, als er die schöne Signorina wahrscheinlich satt hatte und sie aus seinem Zimmer ließ.“

Schweigend, sprachlos vor Schreck über diesen Aufschluß starrten die beiden Offiziere einander an. Lauenthal's gebräuntes Antlitz war fahl, aschgrau, kein Tropfen Bluts in seinen Wangen. Seine bleichen Lippen bebten, die an seinem Arm hängende Reitgerte zitterte an

demselben, denn die Aufregung schüttelte plötzlich seinen Körper.

„Unbegreiflich!“ sprach der Kamerad vor sich hin. „Nach der Aussage dieser Schufte muß deine Braut hier sein, Lauenthal! Gott mag wissen, wie sie hierher gekommen, aber sie muß in diesem Getümmel in schlimme Hände gerathen sein. Ich wage mir kaum eine Vorstellung davon zu machen . . . Wie heißt der Offizier?“ wandte er sich an den Ragazzo zurück.

„Weiß nicht, Signore!“ Der Soldat schüttelte den Kopf und schaute dann die Uebrigen an, als möchten diese den Namen kennen.

„Hier ist er, Signore!“ rief einer der Soldaten plötzlich, den Arm ausstreckend und auf den Eingang des Gartens deutend, an dessen schief gesunkenem Thürrahmen eben eine hohe schlanke Offiziersgestalt erschien, die scheinbar unbeschäftigt, unsicher und zögernd in den Garten blickte und durch den Staub die darin Anwesenden zu erkennen suchte.

„Arnsburg! . . . der Schuft!“ Lauenthal hatte die Sprache beim Anblick dieses Mannes wieder gefunden. Sich hoch aufrichtend, packte seine Hand die am Gelenk derselben hängende Reitgerte. Glühend roth stieg das Blut kochend in seine Wangen, in die Stirne; das Auge aus den Höhlen hervorquellend, stand er da, den zaudernd in den Garten Tretenden anstarrend.

„Beim Himmel, ich weiß mir das Unbegreifliche nicht zu erklären, aber die heimtückische Miene dieses Feiglings gibt mir eine Ahnung . . .“

Während sein Kamerad in derselben Richtung blickte und Arnsburg erkannte, der ihm wie gerufen erschien, sah er Lauenthal, wie dieser auf den letzteren zuschritt, den Arm erhob und ihm mit der Reitgerte einen Hieb über das Gesicht versetzte, daß er zurücktaumelte und sich mit der Hand an den Thürpfosten klammerte. Fast gleichzeitig griff die andere zum Revolver und geblendet durch den Schmerz der Gesichtsmuskel gab er Feuer in

dem Moment, wo ein kräftiger Arm die Waffe in die Höhe schlug.

Die Kugel pfiff über Lauenthal's Kopf fort und schlug einige Zweige der Granate herab. Der Kamerad, der schnell herzugesprungen und dem Geschoß eine andere Richtung gegeben, hatte Arnsburg's Arm erfasst.

In dem Moment fühlte dieser, im Thor stehend, eine kräftige Faust auf seiner Schulter.

„Mörder feiges, schwäbisches!" donnerte ihm die Stimme seines Obersten in's Ohr. „In Arrest sofortiges!"

Die Hand wuchtig auf des falschen Lubowitz Schulter pressend, gab er, zur Straße gerichtet einen Wink in dieselbe.

„Stephan!" schrie er mit seiner den Lärm der marschirenden Kolonnen beherrschenden Stimme, und im nächsten Augenblick stand seine Ordonnanz, der Sergeant, neben ihm.

Er selbst, den Lieutenant unter dem Druck seiner wuchtigen Hand haltend, zog ihm den Säbel aus der Scheide, ohne Widerstand zu finden, und in der von den vorübermarschirenden Kolonnen aufgeworfenen Staubwolke verschwand der Arrestant zwischen dem Sergeanten und einem Ragazzo.

Triumphirend blickte jetzt Mako Janos auf Lauenthal und den verblüfft neben ihm stehenden Kameraden, während die um die Trommel stehenden Rothhemden beim Anblick des Gefürchteten scheu zur Seite schlichen.

Gutmüthig lächelnd schritt dieser auf Lauenthal zu, der erhitzt von Aufregung, verwirrt, das Herz voll Bitterkeit dastand und ihn gleichgiltig kommen sah.

„Find' ich Kamerad gesuchtes! Hab' ich Ueberraschung kostbares!" rief er, Lauenthal die Hand reichend und ein treuherziges Lächeln verklärte das breite Sarmatengsicht mit den starken Backenknochen „Bitt' ich um Verzeihung, Kamerad," wandte er sich zu dem Anderen, „wann ich nix Ueberraschung hab' auch für ihn!"

Damit schob er seinen Arm unter den Lauenthals und führte den Verwirrten zum Thor.

„Ist nicht weit von hier Ueberraschung . . . Muß ich bitten nur Schritt weniges!“ sagte er geheimnißvoll lachend.

Beide standen in der stauberfüllten Straße. Der Oberst zog seinen Gefährten an den ihnen entgegenkommenden Kolonnen entlang zu dem nächsten Fischerhaus, vor dem ein Posten schilderte.

„Ist da im Haus drinnen Ueberraschung meiniges,“ sagte er, Lauenthal durch den Garten zu der niederen Thür der Fischerhütte führend und mit so pfiffigem Gesicht, als freue er sich schon auf die Wirkung.

Lauenthals Fuß aber haftete schon in kurzer Entfernung von der Thür am Boden. Er starrte vor sich; ihm war's, als stehe er im Traum; er blickte wieder auf mit weit geöffnetem Auge . . .

Da stand in der Thür der Hütte eine schlanke, graziöse Frauengestalt in schwarzem Sammetgewande, dessen Schleppe eben der weißen Hand entfiel, als sich zwei Arme dem Erschrockenen entgegenstreckten und zwei Lippen mit lautem Aufschrei seinen Namen riefen.

Der Oberst war zur Seite getreten; sein rothbraunes Antlitz verklärte sich vor heimlicher Wonne. Der Posten stand, auf das Gewehr gelehnt, verwundert da und schaute zu. „Oskar! mein Oskar!“

Lauenthal sah das Mädchen auf ihn zueilen; er fühlte sich von ihren Armen umschlungen, ehe er in seiner Verwirrung es hindern konnte. Ernestine, seine Braut, hing an seiner Brust; sie umklammerte ihn leidenschaftlich; sie lächelte ihm mit himmlischer Freude in's Antlitz; sie rief seinen Namen, um den wie Erstarrten zum Leben, zur Wirklichkeit zu wecken.

„Du siehst, Oskar“, rief sie, als er ihr endlich mit schwerem Vorwurf in's Auge blickte, mit einem Vorwurf, der unversöhnlich zu sein versuchte, „Du siehst, wie ich den einzigen Augenblick bereut, wo ich schwanken konnte

zwischen meiner Liebe zum Vater und zu Dir, wo mir die Fassung, der Muth für das versöhnende Wort fehlte, — das Wort, das ich in meiner Angst erst fand, als Du gegangen, das Du hören solltest, wenn Du am nächsten Tage wieder kamst! . . . Aber Du warst fort; kalt, grausam, unversöhnlich warst Du gegangen, Du mit Deinem Stolz, Deinem Starrsinn! Und jetzt sind wir Beide hier, Dich zu suchen; der Vater ist mit; auch er will Dich um Verzeihung bitten, denn er hat es ja so böse nicht gemeint! . . . O zürne nicht mehr, Oskar! Zürne nicht! Ich verdiene es ja nicht! Wüßtest Du, wie viel Thränen ich um Dich geweint!"

Ernestinens Freude war allmälig verstummt, als sie die Züge ihres Geliebten sich immer mehr verfinstern sah. Trostlos suchte sie das Antlitz an seiner Brust zu bergen.

Er aber schob sie schonend, doch entschlossen zurück. Er hob die Hand, in der er noch das unselige Medaillon hielt.

„Und dies hier? rief er mit vor Aufregung zitternder Stimme. „Erkläre mir, wie dies in die Hände jener Soldaten dort kam!"

Ernestine schaute hin. Sie erbleichte; sie stützte sich auf seinen Arm. Die Sprache versagte ihr; die Lippen zitterten tonlos.

„Ich wiederhole meine Frage!" rief Lauenthal dringender, finsterer noch, mit knirschender Stimme.

„Ach, ich hatte die entsetzliche Scene vergessen . . . vergessen in meiner Freude, Dich wieder zu haben!" sprach sie vor sich hin, während ihr Auge ihn nicht anzuschauen wagte.

Die hohe Gestalt des Obersten stand plötzlich dicht neben ihnen.

„Ist wahrscheinlich Medaillon selbiges, was Fräulein gnädiges Soldaten schuftiges abgestohlen haben!" rief er, Lauenthal die Hand auf den Arm legend. „Hat mir geklagt Leid großes, armes Fräulein, weil verloren Medaillon schönes mit Conterfei von Geliebtes, wann

Lieutenant meiniges, was in Arrest gegangen, sich hat wollen vergreifen an Fräulein schönes, tugendhaftiges!“

„Arnsburg also dennoch! Dieser Schurke!“ knirschte Lauenthal zwischen den Zähnen.

„Oskar, Du wirst ja Alles erfahren! Nur jetzt trübe meine Freude nicht! . . . Dieser Mann“, Ernestine ergriff Mako's Hand, „er ist mein Schutzgeist gewesen, als man gestern Abend in der allgemeinen Flucht mich von dem armen Vater getrennt und in einen Hinterhalt führte unter dem Vorgeben, mich zu meinem Vater zurückzubringen . . Aber jetzt, lass' vergessen sein! Sag' mir, daß Du vergeben hast, daß Du mir nicht mehr zürnst!“

Lauenthal bedurft einiger Sekunden, um sich das Gehörte klar zu machen. Sinnend schaute er nieder, des Mädchens Anblick vermeidend. Die Aufregung zitterte noch in ihm fort. Erst der heiße, flehende Druck ihrer Hand rief ihn auf, gemahnte ihn, der Scene in dieser Umgebung ein Ende zu machen. Ernst und seine Aufregung bemeisternd, ohne sie anzuschauen, wollte er ihre Hand an seine Lippen führen. Sie litt es nicht, sie umschlang ihn mit ihren beiden Armen und bot ihm die Lippen zum Kuß. Schweigend, noch immer nicht ganz versöhnt, litt er ihre Umarmung.

Mako Janos stand da, beide Hände nach seiner Gewohnheit in die Hüften stemmend. Seelenvergnügt lächelte er, als er die Lippen des schönen Paares lange und innig verschmolzen sah.

„Bin ich Schutzgeist!“ sprach er lachend vor sich hin. „Muß ich zuschauen, wann Schützling meiniges schönes Bräutigam ihres küsst!“

Das Mädchen hörte die Resignation des alten Haudegens. Sie riß sich aus den Armen des Geliebten, sie schaute den Alten schelmisch, überglücklich lächelnd an. Dann packte sie mit beiden Händen die schwere, den Fuß belästigende Sammetschleppe und sprang zu ihm.

„O nein!“ rief sie lächelnd und bot auch ihm mit der Miene eines übermüthigen Kindes die gespitzten rothen Lippen.

Und Mako Janos beugte sich mit komischer Ungeschicklichkeit zu ihr nieder und ließ sich einen Kuß auf den verwilderten Bart drücken.

„Bassama!“ schmunzelte er, als das Mädchen zu dem Geliebten zurücksprang und diesen, um ungestört zu sein, widerstandslos in die Hütte zog. „War das Kost sehr seltenes für Mako Janos graubärtiges!“

* * *

Vier Wochen später saß der Oberst in seiner rothen Blouse, das dunkle Halstuch um den braunen, kräftigen Hals geschlungen, nur den Bart gekämmt, das graue stachelschweinartig auf seinem Kopf sich sträubende Stoppelhaar heute einmal fein mit Pommade getränkt, an der Tafel eines Salons im Hotel de Rome an Santa Lucia in Neapel.

Er war von Capua hereingekommen, wo seine wieder completten Bataillone vor Gaëta lagen, um bei seinen Freunden zu speisen.

Mit glücklichen Augen schaute er auf Lauenthal, Ernestine und den Vater, der bei der Ankunft in Neapel nach so viel Aufregung und Mühsal erkrankt und erst kürzlich wieder genesen war.

Lauenthal hatte seine Abschied genommeu. Man sollte morgen mit demselben Messagerie-Schiff heimwärts reisen, mit welchem Werthmann und seine Tochter in Messina angelangt.

Es war also ein letztes Wiedersehen und wehmüthiger ward des alten, biedern Haudegen Stimmung, als nach Aufhebung der Tafel schon die Sonne über dem Golf zu sinken begann und ihn an die Rückkehr

in's Lager mahnte. Wehmüthiger noch, als Stephan in die Thür des Salons trat uad meldete, daß die Pferde bereit seien.

Es war ein herzlicher, schmerzlicher Abschied. Die Stimme des Alten war weich und gerührt, als er seinem Schützling zum letzten Mal die Hand reichte; sein Auge war feucht und eine Thräne rann in die dasselbe umgebenden tiefen Krähenfüße, während es noch ein letztes Mal versuchte, sich die lieblichen Züge des Mädchens unvergesslich in's Gedächtniß zu prägen.

„Nicht wahr, Herr Oberst", rief Ernestine während ihre Hand mit treuem, weichem Druck in der seinigen ruhte, „wenn der unselige Krieg hier vorüber ist, kommen Sie nach Deutschland, uns zu besuchen, oder wenn Sie in Ihre Heimat zurückkehren, geben Sie uns einen Wink, und Oskar und ich wir eilen, um unsern theuren Freund noch einmal wieder zu sehen!"

Der Oberst schüttelte traurig den Kopf. Er presste noch einmal Ernestinens und Lauenthals Hände.

„Werd' ich nie wiedersehen Alles, was Mako Jonas altes hat so lieb gehabt!" sprach er mit fast versagender Stimme. „Hat Kaiser gesetzt Preis sehr hohes auf Kopf meiniges, ganz dummes!"

Er wandte sich ab, fuhr sich mit der Hand über die Augen und schritt hinaus.

Noch einmal schauten sie ihm nach vom Balkon aus, wie er einen letzten Gruß mit dem Käppi in der Hand hinaufwinkte, wie er dann dem Pferde die großen Reiterstiefel in die Flanken drückte und in der Richtung nach Santa Maddalena verschwand.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Druck von Thormann & Goetsch, Berlin S.W.

IMPRIMERIE-LIBRAIRIE MILITAIRE UNIVERSELLE

L. FOURNIER

264. BOULEVARD SAINT-GERMAIN -- PARIS

Édouard GACHOT. — **Précis de la guerre en Suisse (1799).** In-8 carré, avec plans et cartes..... Prix 6 »

Capitaine A. GUILLON. — **Etude sur l'offensive brusquée des troupes de couverture allemandes.** Brochure in-8, 64 pages. Prix : 1 50

Les Armées russes en Mandchourie, par le colonel ROSTAGNO, ancien attaché militaire de la République Argentine auprès de l'Armée russe pendant la guerre russo-japonaise, tomes I et II, illustrés de plus de 200 gravures et cartes. Prix de chaque volume..... 10 »

DRUY DE CONSTANT-SCRIBE. — **La Vie du Général Baron Ramel.** In-8, 180 pages..... Prix 3 »

Général RENNENKAMPF. — **Bataille de Moukden.** Les vingt jours de combat de mon détachement. De Tsinkhetchen à Matsiadan, ouvrage traduit du russe. Vol. in-8, 250 pages, 5 cartes hors texte avec portrait en simili. Prix..... 6 »

Général E.-I. MARTINOV. — **La Guerre Russo-Japonaise.** Souvenirs d'un colonel d'infanterie. Troduit du Russe par A.-H. in-8 carré de 331 pages avec 12 planches hors texte. Prix— 6 »

Commandant A. H. — **Le siège de Port-Arthur.** Enseignements tactiques. In-8, 192 pages avec 3 grandes cartes hors-texte. Prix ..... 4 »

Commandant A.-H. — **Guerre russo-japonaise.** Leçons tactiques. **Le Combat de Tkaouan-Ianselin,** 31 juillet 1904. Volume in-8 broché, 140 pages avec 3 croquis hors-texte.. Prix : 2 50

Règlement de manœuvre de l'Infanterie japonaise. Traduit du japonais par le capitaine B... In-12, 184 pages.. Prix . 2 50

Instruction russe pour l'emploi de l'artillerie de campagne au combat. Traduite par A. BROUSSARD, chef d'escadron d'artillerie breveté. In-12, 152 pages..... Prix : 2 »

Capitaine du génie breveté NORMAND. — **Principes et thèmes tactiques sur le service du génie en campagne,** à l'usage des candidats à l'Ecole supérieure de guerre et des officiers de toutes armes. Vol. in-8, 250 pages (2e édition). Prix : 5 »

La Guerre russo-japonaise (1904-1905), par Alexandre SVETCHINE, colonel d'Etat-Major, esquisse du siège de Port-Arthur, par Y. D. ROMANOVSKY, colonel d'Etat-Major, traduit du russe par A. BROUSSAUD, chef d'escadron d'artillerie brevéte. Vol. in-8 de 464 pages, avec 52 croquis et 3 grandes cartes hors-texte..... Prix : 12 50

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wachenhusen, Hans,

Die Rothhemden Erzählung

Berlin [1882]
DD.I 1899-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11584874-6